HD WIDENER
HW QSP9 8

Digitized by Google

Science Library

Western Geology Library

BOOKS FROM THIS BOOK
CONSTRUCTED FOR THE
DEPARTMENT OF LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Diese Predigten

Ausgewählte

Christliche Reden

Kleine Ausgabe.

Von Dem Berühmten Christlich
Lehrer und Prediger
Herrn Johann Arndten
Weyland Hochfürstlichen Braunschweig-Lüneburgischen Generalsuperintendenten, Abten zu Ringelheim, Pfarrern, Predigern, Professoren und Rectorn.

Nebst
Einer Vorrede
Herrn Philipp Jacob Spenern
Königlich-Preußlichen Ober-Consistorial-Rath, Probsten und Primario zu Berlin.

Halle,
Verlegts Johann Christian Hilligers Wittwe.
1734.

Acht ausgewählte Christliche Reden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

5. Ein Kopf nach der Abbildung eines aus der Hebräischen.

Ausgewählte

Christliche Reden

von

Sören Kierkegaard.

Aus dem Dänischen übersetzt von

Julie von Reincke.

Mit einem Anhang
über
Kierkegaard's Familie und Privatleben
nach den persönlichen Erinnerungen
seiner Nichte, Fräulein Lund.

Nebst einem Bild Kierkegaard's und seines Vaters.

Der Reinertrag
ist für ein Isolierhaus am „Elisabethenstift" zu Darmstadt bestimmt.

Gießen
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung
(Alfred Töpelmann)
1901.

Digitized by Google

Scan 6664.32

HARVARD COLLEGE
OCT 30 1919
LIBRARY

German Dept. Fund

Digitized by Google

Dem Andenken

der entſchlafenen Freundin

gewidmet.

Matth. 5,5 u. 6,17. 18.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Geleitswort vom Herausgeber IX

I. Heidnisches Sorgen. Fünf christliche Reden.

Einleitung. Über die Lehrweise des Evangeliums 3

1. Die Sorge der Armut 9

2. Die Sorge der Niedrigkeit 23

3. Die Sorge der Hoheit 37

4. Die Sorge der Vermessenheit 53

5. Die Sorge der Unschlüssigkeit, des Wankelmuts, der Trostlosigkeit 67

II. Stimmungen im Leidenskampfe. Drei christliche Reden.

1. Einmal leiden, ewig siegen 83

2. Die Trübsal schafft Hoffnung 97

3. Je ärmer selbst, desto reicher für andere 107

Anhang. Sören Kierkegaard's Familie und Privatleben.

Persönliche Erinnerungen von S. Kierkegaard's Nichte, Fräulein K. Lund 121

Zwei Abbildungen:

Bild Sören Kierkegaard's im 23. Lebensjahre, als Titelbild.
Bild von Kierkegaard's Vater im Alter, vor dem Anhang.

Digitized by Google

Geleitswort.

Die folgenden acht „Christlichen Reden" des bekannten und doch lange nicht genug erkannten dänischen „christlichen Sokrates" sind, soviel wir wissen, noch nie in deutscher Sprache erschienen, obwohl bereits zwei andere Behandlungen der gleichen Texte zu den fünf ersten Reden bei uns verbreitet sind. Schon bei den letzteren führt hier die specifisch-„christliche" Behandlung des Gegenstandes über die allgemein-religiöse und gesetzlich-fromme der früheren Darstellungen K's. grundsätzlich hinaus; viel mehr noch ist dies der Fall bei den drei Reden „Stimmungen im Leidenskampf". So bilden alle acht zusammen eine willkommene und nötige „christliche" Ergänzung der bisher in Deutschland meist allein zugänglichen erbaulichen Reden in der an sich hochverdienten, nur vielleicht etwas einseitig gewählten und dazu mitunter verkürzten, Wiedergabe von Bärtholdt und Puls*). Man kann hier nicht nur Kierkegaards höchste

*) Abgesehen von den wenigen Reden, die Hansen in „Zur Selbstprüfung ꝛc." und Schrempf in „Erkenne dich selbst" übersetzt hat.

Digitized by Google

geistliche Ziele und feinste ethische Gedankengänge*), sondern auch seine schriftstellerischen Darstellungsmittel und persönlichen Formeigentümlichkeiten vielseitig kennen lernen. — Und zu diesem erfrischenden Studium der reinsten „christlichen" Ideale in freiester innerer Übersetzung für unsere Tage treten dann im Anhang als Folie noch intime menschliche Erinnerungen und Eindrücke einer Kierkegaard nahestehenden Zeitgenossin. Diese lassen gerade in ihrer naiven und beschränkten Unmittelbarkeit, auf dem Grunde klein-malerischer Zeit- und Ortschilderung, den aufs Höchste reflektierten christlichen Denker in scharfer Profilierung und doch in wohlthuender Zartheit einer weiblichen Beobachtung hervortreten.

Die deutsche Übersetzung dieser Reden und Erinnerungen verdanken wir einer Kierkegaard ähnlich-geführten und -gestimmten stillen Frauenseele, der am Weihnachtsfest 1898 im „Elisabethenstift" zu Darmstadt durch ein Herzleiden rasch heimgerufenen Deutsch-Russin Julie von Reincke. Aus einem militärischen Hause in St. Petersburg geboren, schon mit 11 Jahren des Vaters, mit 20 Jahren der Mutter beraubt, darnach Erzieherin ihrer zwei jüngeren Geschwister, hatte sie bereits mit 15 Jahren ihr Lehrerinnenexamen gemacht und von früh an emsig nach einer höheren allgemeinen und christlichen Bildung gestrebt. Aber erst ihre spätere einsame Selbständigkeit und das zu großen Kur-

*) Natürlich hier in volkstümlich verständlichem Rahmen statt der sonstigen, bekanntlich oft schwer verständlichen, Einkleidung seiner großen theoretischen Schriften, die noch tiefer und umfassender die gleichen Probleme behandeln.

Digitized by Google

reisen nach Deutschland nötigende schwere Herzleiden führten sie wie in das originale Verständnis des göttlichen Wortes so in die innere Disposition für den großen dänischen Dialektiker des Christentums hinein, der es in seinem ethischen Mittelpunkte, der Kreuzesnachfolge Christi, mit neuen Zungen verkündigt hatte. Die äußere Vermittelung dabei bildete ihre geistige Gemeinschaft mit einem Kierkegaards Verfasserschaft liebenden deutschen Pfarrhause, durch das die schon leidgeschwächte, aber unermüdlich strebende, innere Pfadfinderin ermutigt wurde, ihre letzten drei Lebensjahre dem Studium des Dänischen und der umfassenden Kierkegaardlitteratur an Ort und Stelle zu weihen. Als sie dann, von der konzentrierten Arbeit völlig aufgerieben, „vor der Zeit", aber freudig ihr Leben als Opfer ihrer hohen Idee, diesen seltenen Geist noch weiteren „hommes de désir" in Deutschland aufzuschließen, hingegeben hatte, fanden sich in ihrem Nachlasse die folgenden Reden und Auszüge sowie noch zwei bedeutsame philosophische Abhandlungen Kierkegaards vor, welche letzteren einer späteren Veröffentlichung vorbehalten bleiben. Der jetzige Herausgeber der Reden, ihr obengenannter Freund, hatte nichts zu thun, als ihre mit sichtlicher Liebe vollendete und zum Teil mit eigenem Herzblut erkaufte geistige Gabe in nochmaliger inhaltlicher und sprachlicher Durchsicht so völlig wie möglich für den Druck fertig zu machen, der leider durch seine gehäuften Berufsgeschäfte bis jetzt sich verzögerte. Aber wie Kierkegaard selbst zu den Jüngern des Herrn gehört, die „nicht sterben" werden, so kommt auch nun dies Gedenkwerk für eine ihm nachstrebende

Digitized by Google

Entschlafene nicht „zu spät", auf deren Grabkreuz das für sie bezeichnende Bekenntnis steht: „Herr, deine Güte ist besser denn Leben!"

Daß aber hier in frischer Gestalt der alte Kierkegaard und seine junge Nachstreberin (oder richtiger seines biblischen Urbildes!) zum Besten eines Hauses der Liebe reden, wie ein solches beide zum letzten Kampfe und Siege aufgenommen hatte, wird hoffentlich die Freude an dieser scheinbar kleinen und doch geistlich-großen Gabe und den auch äußerlich-dienenden Erfolg derselben noch in weiteren Kreisen als sonst wohl zu erwarten wäre, erhöhen. Hat doch auch die sichtbare Ausstattung des Büchleins, insbesondere durch zwei seltene Bilder Kierkegaards und seines Vaters, es nicht an der schlichten Schönheit fehlen lassen, in der Kierkegaard gleich der Schrift die tiefste Wahrheit uns bietet!

Januar 1901.

D. H.

Digitized by Google

I

Heidniſches Sorgen.

---

5 ausgewählte

Chriſtliche Reden.

Digitized by Google

Gebet.

Vater im Himmel! Zur Frühlingszeit kehrt alles in der Natur mit neuer Frische und Schönheit wieder, der Vogel und die Lilie hat seit früher nichts verloren — o, daß auch wir so unverändert zu der Unterweisung dieser Lehrmeister zurückkehren möchten! Ach, aber wenn wir während der entschwundenen Zeit an unserer inneren Gesundheit Schaden nahmen — daß wir doch dieselbe zurückerlangen möchten, indem wir wieder von den Lilien auf dem Felde und von den Vögeln unter dem Himmel lernten! — — —

Digitized by Google

Ev. Matth. 6, V. 24—34.

Niemand kann zween Herren dienen, entweder wird er den Einen haſſen und den Andern lieben, oder er wird dem Einen anhangen und den Andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon. Darum ſage ich Euch: Sorget nicht für Euer Leben, was Ihr eſſen und trinken werdet, auch nicht für Euren Leib, was Ihr anziehen werdet. Iſt nicht das Leben mehr, denn die Speiſe? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an, ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheuern, und Euer himmliſcher Vater nähret ſie doch! Seid Ihr denn nicht viel mehr denn ſie? Wer iſt unter Euch, der ſeiner Länge eine Elle zuſetzen möge (könne), ob er gleich darum ſorget? Und warum ſorget Ihr für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie ſie wachſen, ſie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht. Ich ſage Euch, daß auch Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht (ſo) bekleidet geweſen iſt, wie derſelbigen Eins. So denn Gott das Gras auf dem Felde (= die Feldblumen) alſo kleidet, das doch heute ſtehet und morgen in den Ofen geworfen wird, ſollte er das nicht vielmehr Euch thun? O Ihr Kleingläubigen!

Digitized by Google

Darum ſollt Ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach Solchem allem trachten (nur) die Heiden; denn Euer himmliſcher Vater weiß, daß Ihr des alles bedürfet. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird Euch Solches alles zufallen. Darum ſorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen: Es iſt genug, daß ein jeglicher Tag ſeine eigene Plage habe!

Digitized by Google

Einleitung.

Auf Sinais Gipfel wurde unter Donnergetöse das Gesetz gegeben; jedes Tier, das dem heiligen Berge nahte, ach, unverschuldet und ungewarnt, sollte getötet werden — dem Gesetz zufolge. Am Fuße des Berges (in Galiäa) wird die Bergpredigt gehalten: So verhält sich zum Gesetz das Evangelium, das bei ihm das Himmlische hienieden auf Erden, am Fuße des Berges ist. So mild ist das Evangelium, so nahe ist das Himmlische, das nun zur Erde herniedersteigt, und doch um so himmlischer! Es ist am Fuße des Berges — ja, und was mehr ist, der Vogel und die Lilie sind mit ihm gekommen, es lautet beinahe so, als liefe es scherzend darauf hinaus, daß sie dabei mit im Spiele seien. Und ein Scherz ist es auch, sofern die Lilie und der Vogel mit dabei sind; aber um so heiliger wird der Ernst, gerade weil der Vogel und die Lilie mit dabei sind! Der Vogel und die Lilie sind mit dabei; ja, und was mehr ist, sie sind nicht bloß dabei, sondern sie sind dazu dabei, um zu unterweisen. Wohl ist das Evangelium selbst der eigentliche Lehrer, er selbst der Meister, der Weg, die Wahrheit und das Leben im Unterweisen; aber der Vogel und die Lilie sind doch mit dabei wie eine Art von Hilfslehrer.

Wie ist dies möglich? Nun, die Sache ist nicht so schwer. Weder die Lilie noch der Vogel sind nämlich selbst Heiden, aber die Lilie und der Vogel sind auch nicht selbst Christen; gerade darum können sie mit Erfolg beim Unterricht im Christen-

Digitized by Google

tum behilflich sein. Gieb acht auf die Lilie und den Vogel, so entdeckst du, wie die Heiden leben, denn sie leben gerade nicht so wie der Vogel und die Lilie. So lebe du denn wie die Lilie und der Vogel, so wirst du ein Christ — was die Lilie und der Vogel (selbst) weder ist noch werden kann! Das Heidentum bildet den Gegensatz zum Christentum, aber die Lilie und der Vogel bilden keinen Gegensatz zu einem von diesen streitenden Teilen und halten sich klüglich außerhalb aller Gegensätze. Um nun nicht (selbst direkt) zu urteilen und zu verurteilen, braucht das Evangelium die Lilie und den Vogel; um das Heidentum (indirekt) offenbar zu machen, aber dadurch wiederum das offenbar zu machen, was von einem Christen gefordert wird. Um das störende Verurteilen zu hindern, sind Lilie und Vogel zwischeneingeschoben; denn Lilie und Vogel verurteilen keinen — und du, du sollst ja auch den Heiden nicht verurteilen, du sollst von der Lilie und dem Vogel lernen. Ja, es ist eine schwere Aufgabe und eine schwierige Stellung, die der Vogel und die Lilie beim Unterricht haben, es giebt auch keinen, der das nachthun könnte. Jeder andere würde so leicht dazu kommen, den Heiden anzuklagen und zu verurteilen, den Christen aber zu loben statt ihn zu unterweisen, oder doch dazu, spottend den sogenannten Christen zu verurteilen, der nicht in dieser Weise lebt. Aber die Lilie und der Vogel, die nur damit beschäftigt und darin vertieft sind zu unterrichten, lassen sich nichts merken, sie sehen weder zur Rechten noch zur Linken, weder loben noch schelten sie, wie ein Lehrer es sonst thut. Gleichwie er, „der Lehrer", von dem gesagt wird, „er kümmerte sich um niemand, sah nicht auf die Person der Menschen" (Marc. 12, 14), also kümmern sie sich um niemand oder sie kümmern sich nur um sich selbst. Und doch ist es beinahe eine Unmöglichkeit, von ihnen nicht etwas zu lernen, wenn man auf sie achtgiebt. Ein Mensch thut (als Lehrer) oft alles, was in seinen Kräften steht, und doch kann es manchmal zweifelhaft sein, ob der Lernende

Digitized by Google

auch etwas von ihm lernt. Aber der Vogel und die Lilie thun gar nichts, und doch ist es beinahe unmöglich, nicht von ihnen zu lernen! Kann der Mensch nicht schon das von ihnen lernen, was unterrichten heißt, was christlich unterrichten heißt; die große Kunst des Unterrichtens lernen: nicht damit groß zu thun, sondern darin zuerst für sich selbst zu leben, und dies doch auf so erweckliche, so ergreifende, so lockende Weise, und außerdem in Hinsicht auf die Kosten auf so billige und dadurch so rührende Art, daß es unmöglich ist, nicht etwas daraus zu lernen? Freilich, wenn ein menschlicher Lehrer alles gethan hat, und der Lernende doch nichts gelernt hat, so kann er sagen „das ist nicht meine Schuld", aber umgekehrt, wenn du von der Lilie und dem Vogel so sehr viel gelernt hast, ist es da nicht, als sagten sie „das ist nicht unsere Schuld?" So wohlwollend sind diese Lehrer gegen den Lernenden, so menschlich, so würdig ihres göttlichen Berufes! Hast du etwas vergessen, so sind sie gleich bereit, es dir zu wiederholen und wiederholen es dann auch so lange, bis du es schließlich kannst; lernst du dennoch nichts von ihnen, so machen sie dir keine Vorwürfe, sondern bleiben selbst dabei, mit seltenem Eifer den Unterricht fortzusetzen, einzig damit beschäftigt, zu lehren. Und lernst du etwas von ihnen, so schreiben sie alles dir zu, und thun, als ob sie gar keinen Anteil daran hätten, als seien sie es nicht, denen du es verdanktest; sie geben keinen auf, wie ungelehrig er auch sei, und sie verlangen keine Abhängigkeit, auch nicht von demjenigen, der am meisten bei ihnen lernte! O ihr wunderbaren Lehrmeister, wenn man von euch auch nichts anderes lernte, als zu unterrichten, wie viel lernte man da nicht schon! Es ist schon viel, wenn ein menschlicher Lehrer etwas von dem thut, was er sagt; meistens macht man wohl viele Worte, aber thut nur wenig von allem dem, was man sagt — ach, aber auch diese Bemerkung über andere hätte der Vogel oder die Lilie nie gemacht! Aber ihr (Vogel und Lilie), ja, ihr thut allerdings

Digitized by Google

in einem gewissen Sinne auch nicht was ihr sagt, thut es, ohne etwas zu sagen! Doch diese eure wortkarge Stille und diese eure Treue gegen euch selbst, Jahr aus Jahr ein so lange es Tag ist, ob anerkannt oder nicht anerkannt, verstanden oder mißverstanden, gesehen oder ungesehen, dasselbe zu thun — o, welche wunderbare Meisterschaft des Unterrichtens ist das!

Also mit Hilfe der Lilie und des Vogels lernen wir auch kennen, welches die heidnischen Sorgen sind, nämlich diejenigen, die der Vogel und die Lilie nicht haben, obgleich sie die entsprechenden Bedürfnisse haben. Aber man könnte ja noch auf andere Weise diese Sorgen kennen lernen, indem man in ein heidnisches Land reiste und sähe, wie die Menschen dort leben, was für Sorgen sie dort haben. Und endlich auf eine dritte Art, indem man reist nach — doch, was sage ich reisen, wir leben ja an Ort und Stelle in einem „christlichen Lande", wo lauter Christen sind! Also müßte man daraus schließen können: die Sorgen, die sich bei uns nicht finden, obgleich die entsprechenden Bedürfnisse und ein (ähnlicher) Druck vorhanden sind, das müssen heidnische Sorgen sein. So könnte man schließen, wenn nicht eine andere Betrachtung es uns vielleicht unmöglich machte, aus bloßen Voraussetzungen solche Schlüsse zu ziehen, und wenn nicht diese Betrachtung statt dessen auf andere Weise den Schluß zöge: diese Sorgen finden sich unter den Menschen in diesem Lande — also ist dieses „christliche Land" heidnisch! Die Rede über „heidnisches" Sorgen würde dann wie ein hinterlistiger Spott lauten. Doch dürfen wir uns nicht erlauben, die Christenheit so streng aufs Korn zu nehmen, noch auch jenen beinah grausamen Spott zu treiben; eine Grausamkeit, die wohlverstanden auch über den Redenden selbst ergehen würde, der wohl auch kein so vollkommener Christ ist! Laßt uns aber trotzdem nicht vergessen, daß die Rede es gleichsam dick hinter den Ohren haben könnte; daß, falls ein Engel reden wollte, er auf diese Weise seinen Spott mit uns treiben könnte, mit uns,

Digitized by Google

die wir uns „Christen" nennen. Dies, indem er die Sache so wendete, daß er, statt unser dürftiges Christentum zu tadeln, das heidnische Sorgen (draußen) darstellte, und dabei beständig hinzufügte „aber hier in diesem Lande, das ein christliches ist, findet sich natürlich kein solches Sorgen", den Schluß daraus ziehend, daß das Sorgen also nur heidnisches Sorgen sei. Oder umgekehrt, daß er daraus, daß das Land (mit seinen Sorgen doch) ein „christliches Land" sei, den Schluß zöge, daß solches Sorgen gewiß mit Unrecht heidnisches Sorgen genannt worden wäre. Oder, daß er sich ein christliches Land dächte, worin wirklich lauter Christen wären, und thäte, als ob dieses Land unser Land sei, daraus den Schluß ziehend: da solche Sorgen dort nicht zu finden seien, so müßten dieselben heidnisch sein. Laßt uns also dies nicht vergessen, und laßt uns auch nie vergessen, daß die Heiden, welche in der Christenheit gefunden werden, die am tiefsten gesunkenen sind; jene in den heidnischen Ländern sind noch nicht zum Christentum erhoben, diese sind unter das Heidentum gesunken, jene gehören dem (einst) gefallenen Geschlecht an, diese sind, nachdem sie aufgerichtet worden sind, noch einmal und noch tiefer gefallen.

So kämpft denn der erbauliche Vortrag auf mancherlei Weise dafür, daß das Ewige (die überweltliche Betrachtung) im Menschen siegen möge; er vergißt aber auch nicht, an rechter Stelle, mit Hilfe der Lilie und des Vogels uns aufs allererste zu einem Lächeln zu besänftigen. O du Kämpfender, laß dich so besänftigen! Man kann das Lachen (nach außen) verlernen, aber Gott wolle den Menschen davor bewahren, je das Lächeln (über sich selbst) zu verlernen! Ein Mensch kann vieles ohne Schaden vergessen, auch muß er sich wohl darein finden, mit dem zunehmenden Alter manches zu vergessen, was zu behalten ihm erwünscht sein könnte; aber Gott behüte einen davor, daß er bis zu seinem seligen Ende die Lilie und den Vogel vergesse!

Digitized by Google

I.

Die Sorge der Armut.

> Darum ſollt ihr nicht ſorgen und ſagen: Was werden wir eſſen? Was werden wir trinken? Nach ſolchem allen trachten die Heiden!

Dieſe Sorge hat der Vogel nicht! Wovon lebt der Vogel — denn wir wollen jetzt nicht von der Lilie reden, ſie hat gut reden, ſie lebt von der Luft — aber wovon lebt der Vogel? Siehe, die bürgerliche Obrigkeit hat bekanntlich gar vieles, warum ſie ſich bekümmern muß. Bald hat ſie die Sorge, daß es manche giebt, die nichts haben, wovon ſie leben könnten; dann giebt ſie ſich zu anderen Zeiten wiederum damit nicht zufrieden, daß ein Menſch etwas zum Leben hat, er wird vorgeladen und befragt, wovon er lebt. Wovon lebt nun der Vogel? Doch wohl nicht von dem, was er in die Scheuern ſammelt, denn er ſammelt nicht in die Scheuern — und eigentlich lebt man auch nie von dem, was man in der Scheuer liegen hat. Aber wovon lebt denn der Vogel? Der Vogel kann nicht für ſich Rede ſtehen; wenn der vorgeladen würde, müßte er wohl wie der Blindgeborene antworten, der nach demjenigen ausgefragt wurde, der ihm das Geſicht geſchenkt hätte: „das weiß ich nicht; eins weiß ich wohl, daß ich blind war und bin nun ſehend!“ So müßte auch der Vogel antworten: „das weiß ich nicht, eins weiß ich wohl, daß ich lebe.“ Wovon lebt er denn? Der Vogel lebt

Digitized by Google

von dem „täglichen Brot", jener himmlischen Nahrung, die nie veraltet, jenem ungeheuren Vorrat, der doch so gut verwahrt ist, daß keiner ihn stehlen kann; denn nur das, was zur Nacht verwahrt wird, kann der Dieb stehlen, das, was am Tage gebraucht wird, kann keiner stehlen.

Also „das tägliche Brot" ist des Vogels Lebensunterhalt! Das tägliche Brot ist der am knappsten zugemessene Vorrat, es ist gerade genug, aber auch nicht mehr, es ist das Wenige, das die Armut bedarf. Aber dann ist ja der Vogel arm? Statt zu antworten, wollen wir fragen: ist der Vogel arm? Nein, der Vogel ist nicht arm! Sieh, hier zeigt es sich, daß der Vogel der Lehrmeister ist! Er ist wohl in der Lage, daß man ihn arm nennen muß, wenn man ihn nach den äußeren Verhältnissen beurteilen will; und doch ist er nicht arm, keinem wird es einfallen, den Vogel arm zu nennen. Aber was heißt das denn? Das heißt, seine Lage ist die der Armut, er hat aber nicht die Sorge der Armut. Wenn er vorgeladen werden würde, dann würde, daran ist kein Zweifel, die Obrigkeit finden, daß er eigentlich unter die Armenpflege gehöre; läßt man ihn aber nur fliegen, so ist er nicht arm. Ja, dürfte die Armenpflege walten, wie sie wollte, so würde der Vogel wohl arm werden, denn dann würde er mit so vielen Fragen über sein Auskommen geplagt werden, daß er selbst merken würde, daß er arm ist.

> „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: was werden wir essen? oder: was werden wir trinken? — nach solchem allen trachten die Heiden!"

Denn der Christ hat nicht diese Sorge. Ist der Christ denn reich? Nun ja, es kann vielleicht sein, daß es einen Christen giebt, der reich ist; davon reden wir aber nicht, wir reden von einem Christen, der arm ist, von dem armen Christen. Er ist arm, aber er hat nicht die Sorge, die Bekümmernis der Armut; so ist er denn arm und doch nicht arm. Wenn

Digitized by Google

man nämlich in Armut ohne die Sorge der Armut ist, so ist man wohl arm und doch nicht arm; und dann ist man, wenn man nicht ein Vogel, sondern ein Mensch ist, und doch wie der Vogel — dann ist man ein „Christ"!

Wovon lebt denn der arme Christ? Vom täglichen Brot, darin gleicht er dem Vogel. Aber der Vogel, der allerdings kein Heide ist, ist doch auch kein Christ — denn der Christ betet um das tägliche Brot! Aber so ist er ja noch ärmer als der Vogel, da er sogar darum bitten muß, während der Vogel dasselbe ohne zu bitten erhält? Ja, so denkt der Heide! Der Christ betet um das tägliche Brot; indem er darum bittet, erhält er es, doch ohne daß er etwas auf die Nacht zu verwahren hätte. Er bittet darum, und indem er um dasselbe bittet, hält er nachts die Sorge fern während er sanft ruht, um am nächsten Tage für den Empfang des täglichen Brotes aufzuwachen, um welches er betet. Der Christ lebt also nicht vom täglichen Brot wie der Vogel oder wie der Abenteurer, der dasselbe nimmt, wo er es findet; denn der Christ findet es, wo er es sucht, und er sucht es durch Beten. Aber darum hat er auch, wie arm er immer sein mag, mehr als das tägliche Brot allein zum Leben, etwas, was für ihn eine Zugabe und einen Wert, eine Sättigung bedeutet, die es für den Vogel nicht sein kann. Denn der Christ betet ja um dasselbe, er weiß also, daß das tägliche Brot von Gott ist. Hat nicht auch sonst eine geringe Gabe, etwas ganz Unbedeutendes, doch einen unendlichen Wert für den Liebenden, wenn es von der Geliebten ist? Darum sagt der Christ nicht nur, daß das tägliche Brot ihm genügt, sofern er an seine irdischen Bedürfntsse denkt, sondern er redet zugleich von etwas anderem und kein Vogel und kein Heide weiß, was es ist, wovon er redet — wenn er sagt: „es genügt mir, daß es von ihm ist", nämlich von Gott. Wie jener einfältige Weise (Sokrates), obgleich er beständig von Speise und Trank redete, dennoch in tiefsinniger Weise über das Höchste

Digitized by Google

redete, ebenso redet der arme Christ, wenn er über die Speise redet, in Einfalt über das Höchste. Denn wenn er sagt „das tägliche Brot", so denkt er nicht so sehr an die Speise, als daran, daß er dieselbe von Gottes Tische erhält. In dieser Weise lebt der Vogel nicht vom täglichen Brot; er lebt gewiß nicht wie ein Heide, um zu essen, er ißt um zu leben — aber lebt er denn überhaupt eigentlich?

Der Christ lebt vom täglichen Brot; daß er davon lebt, unterliegt keiner Frage, aber er fragt auch nicht, was er essen und was er trinken wird. Er weiß, daß er in dieser Hinsicht von seinem himmlischen Vater verstanden wird, der es weiß, daß er aller dieser Dinge bedarf; der arme Christ fragt nicht nach alledem, was die Heiden suchen. Dagegen giebt es etwas anderes, das er sucht, und darum erst lebt er; denn es war ja zweifelhaft, inwiefern man eigentlich sagen könne, daß der Vogel „lebe". Er, der Christ, lebt dazu, oder es ist dies, wofür er lebt und eben aus diesem Grunde kann man erst sagen, daß er lebt: er glaubt, daß er einen Vater im Himmel hat, welcher jeden Tag seine milde Hand aufthut und alles, was lebt — auch ihn — mit Segen sättigt; was er aber sucht, ist nicht satt zu werden, sondern den himmlischen Vater. Er glaubt, daß ein Mensch nicht darin vom Vogel verschieden ist, daß er nicht von so wenigem leben kann, sondern darin, daß er nicht leben kann „vom Brot allein". Er glaubt, daß es der Segen ist, der da sättigt, und was er sucht ist nicht satt zu werden, sondern den Segen. Er glaubt — wovon kein Sperling etwas weiß, und was hilft es dann eigentlich dem Sperling, daß es so ist! — daß „kein Sperling zur Erde fällt ohne den Willen des himmlischen Vaters". Er glaubt, daß er wie er hier, so lange er auf Erden zu leben hat, wohl das tägliche Brot erhalten wird, auch ebenso einst droben selig leben wird. So erklärt er die Stelle „daß das Leben mehr ist als die Speise"; denn gewiß ist sogar das Leben der Zeitlichkeit mehr als die Speise,

Digitized by Google

aber ein ewiges Leben ist doch wohl ohne Vergleich mehr als Speise und Trank, worin eines Menschen Leben nicht besteht, so wenig wie Gottes Reich. Er bedenkt stets, daß das heiligste Leben hier auf Erden in Armut geführt worden ist, daß „Ihn" in der Wüste hungerte und am Kreuze dürstete; so daß man also nicht bloß leben kann in Armut, sondern in Armut leben kann. — Darum bittet er wohl um das tägliche Brot und dankt für dasselbe, was der Vogel nicht thut; aber das Beten und das Danken ist ihm wichtiger als die Speise und ist ihm doch seine Speise, wie es Christi „Speise war des Vaters Willen zu thun".

Aber so ist ja der arme Christ reich? Ja gewiß ist er reich! Denn der Vogel, der in der Armut ohne die Sorge der Armut ist, der arme Vogel, er ist freilich kein Heide und deshalb auch nicht arm, obgleich arm doch nicht arm; er ist aber auch kein Christ, und deshalb ist er doch arm — der arme Vogel, o unbeschreiblich arm! Wie arm, nicht beten zu können; wie arm, nicht danken zu können; wie arm, alles gleichsam in Undankbarkeit hinnehmen zu müssen; wie arm für seinen Wohlthäter, dem man das Leben schuldet, gleichsam nicht zu existieren! Denn beten können und danken können, das ist ja für ihn (den armen Christen) existieren; und dies thun, das ist leben. Des armen Christen Reichtum ist gerade der, für den Gott zu existieren, der allerdings nicht ein für allemal ihm irdischen Reichtum gab, o nein, der ihm jeden Tag das tägliche Brot giebt. Jeden Tag! Ja, jeden Tag hat der arme Christ die Veranlassung, auf seinen Wohlthäter aufmerksam zu werden, zu beten und zu danken. Und sein Reichtum wächst ja mit jedem Male wenn er betet und dankt, mit jedem Male wird es ihm deutlicher, daß er für Gott und Gott für ihn existiert; während irdischer Reichtum doch ärmer und ärmer wird mit jedem Male, wo der Reiche zu beten und zu danken vergißt. O, wie armselig, so ein für allemal aufs ganze Leben das

Digitized by Google

Seine bekommen zu haben; welcher Reichtum dagegen, „jeden Tag" das Seine zu bekommen! Wie mißlich, beinahe jeden Tag veranlaßt sein, zu vergessen, daß man das, was man hat, erhalten hat! Wie selig dagegen, jeden Tag daran erinnert zu werden, das heißt an seinen Wohlthäter erinnert zu werden, das ist an seinen Gott, seinen Schöpfer, seinen Versorger, seinen Vater im Himmel, also an die Liebe, für die allein es wert ist zu leben!

Aber dann ist ja der arme Christ reich? Ja, gewiß ist er reich, und du sollst ihn auch daran erkennen, daß er nicht liebt von seiner irdischen Armut zu sprechen, wohl aber von seinem himmlischen Reichtum. Und deshalb lautet seine Rede bisweilen so verwunderlich. Denn während alles um ihn herum an seine Armut erinnert, redet er von seinem Reichtum — und darum kann ihn keiner verstehen außer er sei ein Christ! Siehe, es wird von einem frommen Einsiedler erzählt, der viele viele Jahre der Welt abgestorben gelebt hatte, das Armutsgelübde streng haltend, daß er eines reichen Mannes Freundschaft und Hingabe gewonnen hatte. Da starb der reiche Mann und setzte jenen Einsiedler, der nun so lange Zeit vom täglichen Brot gelebt hatte, zum Erben seines ganzen Vermögens ein. Da man aber kam und es dem Einsiedler erzählte, antwortete er: „Das muß ein Versehen sein, wie kann er mich zum Erben einsetzen, da ich lange vor ihm gestorben bin!" O, wie dürftig nimmt sich nicht der irdische Reichtum aus neben diesem Reichtum! Irdischer Reichtum nimmt sich immer dürftig aus dem Tode gegenüber; aber der Christ, der in Armut ohne die Sorge der Armut ist, er ist auch gestorben für die Welt und von der Welt weg — darum lebt er! Denn der Vogel hört auf zu leben indem er stirbt. Und darum nimmt sich der ganzen Welt Reichtum, den man gebrauchen kann so lange man lebt, so armselig aus im Vergleich mit seiner — Armut, ja, oder seinem Reichtum! Daß ein Toter kein Geld braucht, das wissen wir

Digitized by Google

alle; aber der Lebende, der wirklich für dasselbe keine Verwendung hat, er muß entweder sehr reich sein, und dann kann es wohl sein, daß er noch mehr braucht — oder er muß ein armer Christ sein!

Insofern der arme Christ reich ist, gleicht er nicht dem Vogel! Denn der Vogel ist arm und doch nicht arm; aber der Christ ist arm, doch nicht arm — sondern reich. Der Vogel ist ohne Sorge um das Geringere, das er nicht sucht, aber er sucht auch nicht das Höhere; der Vogel ist selbst ohne Sorge, aber sein Leben ist auch für ihn als wäre es nicht der Gegenstand von jemandes anderen Sorge. Der Christ teilt gleichsam mit Gott; er läßt Gott sorgen für Speise und Trank und „solches Alles", während er Gottes Reich und dessen (Gottes) Gerechtigkeit sucht. Hoch schwingt sich der arme Vogel in die Wolken, ohne von der Sorge der Armut gedrückt zu werden, aber der Christ schwingt sich doch noch höher. Es ist als suchte der Vogel Gott in seinem Fluge gen Himmel, aber der Christ findet ihn; es ist als flöge der Vogel weit weit weg nach Gott zu, aber der Christ findet ihn, und findet ihn (o himmlische Seligkeit!) auf Erden; es ist als flöge der Vogel in den Himmel hinein, aber der Himmel bleibt doch verschlossen für ihn, nur für den Christen öffnet er sich!

„Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Nach solchem allen trachten die Heiden!"

Ja, die Heiden sorgen um Solches.

Der Vogel ist in Armut ohne die Sorge der Armut — er schweigt; der Christ ist in Armut ohne die Sorge der Armut, er redet, aber nicht über die Armut, sondern über seinen Reichtum; der Heide hat die Sorge der Armut. Statt in Armut ohne Sorge zu sein, ist er (und das eine entspricht ganz dem

Digitized by Google

andern) „ohne Gott in der Welt“. Sieh, darum hat er die Sorge! Er schweigt nicht wie der sorglose Vogel; er redet nicht wie ein Christ, der über seinen Reichtum redet; er hat und weiß eigentlich nichts anderes zu reden, als über die Armut und deren Sorge. Er fragt, was werde ich essen, und was werde ich trinken, heute, morgen, übermorgen, zum Winter, nächstes Frühjahr, wenn ich alt geworden bin; ich und die Meinigen, und das ganze Land, was werden wir essen und trinken. Diese Frage stellt er nicht bloß, — ach! in einem Augenblick der Besorgnis und bereut sie dann wiederum; oder in Zeiten der Drangsal, und bittet dann doch wieder Gott um Vergebung. Nein, er ist ohne Gott in der Welt und macht sich — wichtig mit der Frage, die er die eigentliche Lebensfrage nennt! Er schafft sich eine Bedeutung vor sich selbst durch den Gedanken, daß er sich ausschließlich mit dieser Lebensfrage beschäftigt. Er findet es unverantwortlich von „der Öffentlichkeit“ (denn mit Gott hat er nichts zu schaffen!), daß ihm etwas fehlen sollte, ihm, der einzig und allein für diese Lebensfrage lebt. Jeden, der sich nicht damit beschäftigt, oder doch nicht dafür wirkt, ihm Unterhalt zu schaffen, hält er für einen Träumer. Selbst das Höchste und Heiligste hält er im Vergleich mit dieser tiefsten Lebensfrage der „Wirklichkeit“ für Tand und Einbildung. Er findet es thöricht, einen erwachsenen Menschen auf den Vogel und die Lilie hinzuweisen, denn was sollte doch da zu sehen sein, und was sollte man wohl von ihnen lernen! Wenn man, wie er, ein Mann ist, der gelernt hat, was des Lebens Ernst ist, wenn man Bürger, Gatte und Vater ist, so ist es doch wohl ein ziemlich alberner Scherz und ein kindischer Einfall, einen anweisen, auf die Lilien und die Vögel zu achten, als ob man nicht auf anderes acht zu geben hätte. „Wenn es nicht Schande halber wäre“, so sagt er, „und aus Rücksicht für meine Kinder, die man nun einmal nach alter Sitte in der Religion unterrichten läßt, so würde ich gerade herausſagen, daß man zur Beant-

Digitized by Google

wortung der wichtigsten Frage nur sehr wenig in der heiligen Schrift findet, und überhaupt wenig Nützliches, mit Ausnahme von einer einzigen herrlichen Sentenz. Man liest über Christus und die Apostel; aber für das, was die eigentliche Lebensfrage ist, zur Beantwortung derselben findet man nicht den geringsten Beitrag für die eigentliche Lebensfrage: „Wovon sie gelebt haben, wie sie dabei verfahren sind, um jeder das Seine zu bezahlen und Abgaben und Steuern zu entrichten". „Die Frage der Teuerung durch ein Wunder lösen ist eine nichtssagende Antwort auf diese Frage; wenn das auch wahr wäre, was beweist das denn? Auf keinen Ausweg zuvor bedacht zu sein, und dann, wenn der Termin gekommen und die Steuer verlangt wird, einen Jünger einen Fisch aus dem Wasser ziehen lassen, in dessen Munde sich ein Stater findet, mit dem bezahlt wird, — wenn das auch wahr ist, was beweist das doch? Ich vermisse überhaupt den Ernst in der heiligen Schrift, ernste Antwort auf die ernste Frage; ein ernster Mann wünscht nicht genarrt zu werden, als ob er im Theater wäre. Mögen die Geistlichen den Frauen und Kindern darüber predigen; jeder ernste und aufgeklärte Mann ist doch in seinem stillen Sinn mit mir einig, und da, wo die Ernsthaften zusammenkommen, in den öffentlichen Versammlungen, da ehrt man doch nur diejenige Klugheit, die Sinn hat für die Wirklichkeit."

So der Heide; denn das Heidentum war ohne Gott in der Welt, aber das Christentum macht es erst recht offenbar, daß Heidentum Gottlosigkeit ist. Doch ist das Gottlose nicht das Besorgtsein, obgleich das allerdings nicht das Christliche ist; das Gottlose ist, gar nicht von etwas anderem wissen wollen, und gar nichts davon wissen wollen, daß dieses Sorgen sündig ist, daß die Schrift darum sagt, ein Mensch könne ganz im selben Sinne wie er sein Herz mit Fressen und Saufen beschwert, es auch mit Sorgen der Nahrung beschweren (Luc. 21, 34). Überall im Leben giebt es einen Scheideweg; jeder Mensch

Digitized by Google

steht einmal am Anfang — am Scheidewege — dies ist seine Vollkommenheit und nicht sein Verdienst! Wo er aber zum Schluß steht (denn zum Schluß ist es unmöglich, am Scheidewege zu stehen), das ist seine Wahl und seine Verantwortung. Für denjenigen, der in Armut ist, und also von der Armut nicht loskommen kann, ist der Scheideweg, entweder christlich von der Sorge loszukommen, indem er sich zu „dem Wege" nach oben wendet, oder gottlos sich der Sorge zu übergeben, indem er sich zum Wege nach abwärts kehrt. Denn ewig verstanden giebt es nie zwei Wege, obgleich es einen Scheideweg giebt; es giebt nur einen Weg, der andere ist der Abweg. Je tiefer er denn in das Sorgen versinkt, desto mehr entfernt er sich von Gott und von dem Christlichen; am tiefsten ist er gesunken, wenn er von nichts Höherem wissen will, dagegen will, daß diese Sorge nicht nur das Schwerste sein sollte, (was sie doch auch nicht ist, denn das ist der Reue Schmerz), sondern auch das Höchste!

Aber diejenigen, welche reich werden wollen, „geraten in viele Versuchungen und Fallstricke"; und welches ist die Sorge der Armut, wenn nicht die, reich werden zu wollen? Vielleicht verlangt die Sorge nicht sogleich Reichtum; gezwungen von der harten Notwendigkeit und in ihrer Ohnmacht begnügt sie sich vielleicht bis auf weiteres mit wenigerem. Aber dieses selbe Sorgen, wenn ihm sein gegenwärtiger Wunsch erfüllt, wenn eine Aussicht auf Mehr eröffnet würde, es würde stets Mehr und Mehr begehren. Es ist ein Sinnenbetrug, wenn jemand meint, daß das Sorgen der Armut, wenn es sich nicht hat göttlich heilen lassen wollen (und in jenem Fall kann dann die Heilung ebensogut mit etwas Mehr wie mit etwas Weniger anfangen!), irgend welche Verhältnisse finden würde, worin es zufrieden wäre, ehe es „den Reichtum" erlangt hätte, mit dem es auch nicht zufrieden sein würde. O! über den langen Weg, der vor dem Sorgen der Armut liegt; und was das fürchter-

Digitized by Google

lichſte iſt, dieſer Weg iſt überall von Verſuchungen durchkreuzt! Denn wir ſtehen alle in Gefahren, wo wir auch ſtehen; aber derjenige, welcher reich werden will, ſteht überall in Verſuchungen, und es iſt unvermeidlich, daß er nicht in dieſe Verſuchung fällt, in die Gott ihn nicht hineingeführt, ſondern in welche er ſich ſelbſt geſtürzt hat. Derjenige, der in Armut iſt, iſt ſchon in ſchwerer Lage, aber keineswegs von Gott verlaſſen; die Erlöſung iſt gerade die befohlene, ohne Sorge zu ſein. Denn daß die von Gott dargebotene Erlöſung die einzig wahre iſt, wird gerade daran erkannt, daß ſie die „befohlene" iſt, und ſie iſt es gerade weil ſie „befohlen" iſt. Ohne Sorge ſein — ja das iſt ein ſchwieriges Gehen, beinah ſo ſchwer, wie auf dem Meere zu gehen; wenn du aber glauben kannſt, ſo läßt es ſich doch machen. Es gilt jeder Gefahr gegenüber hauptſächlich von dem Gedanken an dieſelbe loskommen zu können. Von der Armut kannſt du nun nicht loskommen, aber du kannſt von dem Gedanken an dieſelbe loskommen, indem du beſtändig an Gott denkſt. So geht der Chriſt ſeinen Weg, er wendet den Blick nach oben, er ſieht von der Gefahr hinweg, in Armut iſt er ohne die Sorge der Armut. Aber wer reich werden will, hat ſeine Gedanken immer auf Erden, bei ſeinen Sorgen auf Erden; mit ſeinen Sorgen auf Erden; er geht gebückt und ſieht ſich beſtändig vor — ob er nicht den Reichtum finden könnte! Er „ſieht ſich beſtändig vor" — ach, das pflegte ja ſonſt das beſte Mittel zu ſein, der Verſuchung zu entgehen; aber für ihn, ja er weiß das nicht, für ihn heißt gerade das ſich Vorſehen in die Falle gehen. Dieſe iſt für ihn, die Verſuchung immer größer und größer zu finden und immer tiefer und tiefer in dieſelbe zu verſinken. Er iſt ſchon in der Gewalt der Verſuchung, denn das Sorgen iſt der Verſuchung ſchlaueſter Diener. Und die Verſuchung iſt unten auf Erden, da, wo „ſolches alles iſt, nach dem die Heiden trachten"; und die Verſuchung iſt unten auf Erden — je mehr ſie den Menſchen dazu

Digitized by Google

bringt, nach derselben hinunter zu schauen, desto sicherer ist sein Untergang. Denn welches ist „die Versuchung", die in sich selbst verwickelt (kompliziert) ist? Die ist es doch wohl nicht, wie der Prasser zu leben, um zu essen, nein (o! Aufruhr gegen die göttliche Ordnung!) zu leben, um sich zu plagen. Die Versuchung ist die, sich selbst zu verlieren, seine Seele zu verlieren, aufzuhören ein Mensch zu sein und wie ein Mensch zu leben, statt freier als der Vogel, gottverlassen sich zu plagen, erbärmlicher als das Tier. Ja, sich zu plagen! Statt um das tägliche Brot zu arbeiten, was jedem Menschen geboten ist, um dasselbe sich zu plagen — und doch nicht gesättigt werden, weil das Sorgen ja darauf geht, reich zu werden. Statt um das tägliche Brot zu beten, sich um dasselbige zu plagen — weil man der Menschen und seiner Sorgen Sklave wurde und vergaß, daß es Gott ist, den man um dasselbe bitten soll! Statt das sein zu wollen, was man ist — arm, aber zugleich von Gott geliebt, was man auch ist, vielmehr nie freudig in sich selbst, nie froh in Gott, sich selbst und sein Leben zu jener Knechtschaft zu verdammen in mißmutigem Grämen Tag und Nacht, in dunkler und nagender Verstimmung, in geistloser Geschäftigkeit, das Herz von Nahrungssorgen beschwert, befleckt von Geiz, obgleich in Armut!

Denke nun zum Schluß an den Vogel, der ja im Evangelium mit dabei ist und in der Rede mit dabei sein soll! Im Vergleich mit der gottlosen Schwermut des Heiden ist der Vogel, der in Armut ohne die Sorge der Armut ist — Sorglosigkeit. Im Vergleich mit des Christen frommem Glauben ist des Vogels Sorglosigkeit — Leichtsinn. Im Vergleich mit des Vogels Leichtigkeit ist der Heide schwer beladen wie ein Stein; im Vergleich mit der Freiheit des Christen ist doch auch der Vogel dem Gesetz der Schwere unterworfen. Im Vergleich mit dem Vogel, der da lebt, ist der Heide tot; im Vergleich mit dem Christen kann man doch nicht eigentlich sagen, daß der Vogel lebt. Im Vergleich

Digitized by Google

mit dem Vogel, der da ſchweigt, iſt der Heide geſchwätzig; im Vergleich mit dem Chriſten iſt der Heide doch ein Sprachloſer, der weder betet noch dankt. Denn das Beten und das Danken, das iſt im tiefſten Verſtand die menſchliche Sprache, alles andere, alles, was der Heide ſagt, verhält ſich dazu wie ein Vogel, der das Sprechen gelernt hat, ſich zu einem Menſchen verhält. Der Vogel iſt arm und doch nicht arm; der Chriſt iſt arm, und doch nicht arm, ſondern reich; der Heide iſt arm, arm, arm, und ärmer als der ärmſte Vogel. Wer iſt der Arme, der ſo arm iſt, daß dies das einzige iſt, was von ihm zu ſagen wäre, gleich-wie dies das einzige iſt, worüber er ſelbſt zu reden weiß? Das iſt der Heide! Nach der Lehre des Chriſtentums iſt ſonſt niemand, niemand arm, weder der Vogel noch der Chriſt! Das iſt ein langer Weg: In Armut reich ſein wollen; des Vogels Ab-kürzungsweg iſt der kürzeſte, des Chriſten der ſeligſte!

Digitized by Google

II.

Die Sorge der Niedrigkeit.

„Sorget nicht, was ihr anziehen werdet — nach solchem allen trachten die Heiden.“

Diese Sorge hat der Vogel nicht. Die Sperlinge werden in Grauspatzen und Goldspatzen eingeteilt, aber dieser Unterschied, diese Einteilung, in geringe — vornehme, existiert nicht für *sie* oder für irgend einen von ihnen. Dem Vogel, der in der Schar voranfliegt oder zur Rechten fliegt, folgen wohl die anderen, darin giebt es einen Unterschied zwischen dem Vordersten und dem Hintersten, zwischen „zur Rechten“ oder „zur Linken“; aber der Unterschied: „gering — vornehm“ existiert nicht. Und im kühnen Schwunge des Fluges, wenn die Schar sich lieblich aufschwingt und in die luftigen Gestalten auflöst, wird auch zwischen dem Ersten und Letzten, zwischen zur Rechten und zur Linken, gewechselt. Und wenn die tausend Stimmen im Chor singen, so schlägt wohl einer den Ton an, *diesen* Unterschied giebt es unter ihnen; aber: „gering — vornehm“, *der* Unterschied existiert nicht, und frei lebt die Freude im Wechsel der Stimmen. Es freut „den Einzelnen“ so unbeschreiblich im Chor mit den anderen zu singen, und doch singt er nicht, um die anderen zu erfreuen; er freut sich selbst am eigenen Gesang und an dem der anderen, bricht darum auch ganz willkürlich ab, hält einen Augenblick

Digitized by Google

inne, bis es ihn wieder gelüstet mit einzustimmen — und sich selbst zu hören!

So hat denn der Vogel nicht diese Sorge. Woher kommt das nun? Es kommt davon, daß der Vogel das ist, was er ist, zufrieden damit, er selbst zu sein, mit sich selbst befriedigt. Der Vogel weiß es kaum deutlich oder ist kaum ganz im Reinen mit sich selbst darüber, was er ist, um so weniger weiß er, daß er etwas derartiges von anderen wissen sollte. Aber er ist zufrieden mit sich selbst und mit dem, was er ist — was dies fürs erste auch sei. Denn darüber hat er keine Zeit nachzudenken, oder auch nur damit anzufangen, so vergnügt ist er, das zu sein, was er ist. Um zu sein, um Freude am Dasein zu haben, muß er nicht den langen Umweg machen, daß er zuerst etwas über die anderen erfährt, um dadurch zu erfahren, was er selbst ist. Nein, er hat das Seine aus erster Hand, er gewinnt rasch einen Vorsprung auf dem vergnüglichsten Richtwege, er ist, was er ist. Für ihn giebt es keine Frage über „Sein oder Nichtsein", mit Hilfe des Richtweges entgeht er allen diesen Unterschiedssorgen. Ob er ein Vogel ist, wie alle anderen Vögel, oder auch nur wie alle Vögel seiner Gattung, ob er seinesgleichen hat, an das alles denkt er gar nicht, so ungeduldig ist er in seiner Freude, „zu sein". Kein junges Mädchen, das auf dem Sprunge steht, wenn es zum Tanz soll, kann so ungeduldig sein, von der Stelle zu kommen, wie der Vogel es ist, mitten im Sein zu stehen, das zu sein, was er ist. Denn er hat keinen Augenblick, auch nicht den kürzesten, wegzugeben, wenn ihn derselbe aufhalten sollte, „zu sein"; der kürzeste Augenblick würde für ihn ein zeittötender, ewiglanger sein, wenn er in demselben nicht sein dürfte, was er ist, er würde vor Ungeduld sterben, wenn derselbe ihm gegenüber den geringsten Widerspruch dagegen erheben würde, ohne weiteres das sein zu dürfen, was er ist. Er ist, was er ist, aber er ist; er läßt fünf gerade sein, und so ist er! Das ist doch wohl so! Sahst du auch nicht des königlichen Vogels stolzen Flug, wenn

Digitized by Google

du auch nur den kleinen Vogel auf einer Ähre ſitzen und ſich ſchaukeln ſiehſt, indes er ſich mit Singen unterhält: Iſt da wohl die geringſte Spur von Sorge um der Niedrigkeit, um des Geringſeins willen! Denn du wirſt doch nicht dagegen einwenden, was ja gerade das Lehrreiche iſt, daß er hoch auf dem Aſt, hochgeſtellt, vornehm iſt! Und willſt du das, ſo nimm den Aſt näher in Betracht, auf dem er ſitzt. Lebhafter als die Lilie, in der Freude „zu ſein", iſt der Vogel; doch ganz ſo wie die Lilie in unſchuldiger Selbſtzufriedenheit. Sahſt du denn nicht die prachtvolle Lilie, die in all ihrer Herrlichkeit demütig emporragt, — indes du daneben die unſcheinbare ſiehſt, die in einem Graben ſteht und mit dem Winde ſcherzt als wäre er ihresgleichen? Wenn du ſie ſiehſt, nachdem ein Unwetter alles gethan hat, um ſie ihre Unbedeutendheit fühlen zu laſſen — wenn du ſie alſo betrachteſt, im Augenblick, wo ſie den Kopf wieder vorſtreckt, um zu ſehen, ob es denn nicht bald wieder ſchön Wetter werden will — meinſt du, daß die geringſte Spur von Sorge um die Niedrigkeit in ihr iſt? Oder wenn ſie am Fuße des mächtigen Baumes ſteht und mit Staunen zu ihm emporſchaut — meinſt du, daß die geringſte Spur von Sorge der Niedrigkeit bei dieſer, der ſtaunenden Lilie, ſich findet? Oder glaubſt du, ſie würde ſich geringer vorkommen, wenn der Baum noch einmal ſo groß wäre? Iſt es nicht vielmehr ſo, als bildete ſie ſich in aller Unſchuld ein, daß alles um ihretwillen da ſei?

So leicht hat es der Vogel und die Lilie, zu exiſtieren, ſo leicht finden ſie ſich da hinein, „zu leben", ſo natürlich wird ihnen der Anfang oder ſo leicht fällt es ihnen, zum Anfangen zu kommen. Denn dies iſt der Lilie und des Vogels glückliche Vergünſtigung, daß es ihnen ſo leicht gemacht iſt, mit dem Exiſtieren anzufangen, daß ſie, ſobald ſie geworden ſind, auch den Anfang dazu gemacht haben. Sie ſind ſogleich in voller Fahrt, zu ſein, ſo daß es gar nicht nötig iſt, daß etwas dem Anfange vorausgehe, ſie gar nicht verſucht werden mit jener unter den

Digitized by Google

Menschen so viel besprochenen und so gefahrvoll geschilderten Schwierigkeit, der Schwierigkeit des Anfangs.

Aber wie ist denn hierin der Vogel der Lehrmeister, wo ist der Anknüpfungspunkt für seinen Unterricht? Liegt er nicht darin: den Umweg nach dem Anfangen — d. h. nachdem man den Anfang gefunden hat — diesen Umweg also, der so sehr lang werden kann, so kurz als möglich zu machen, um so bald als möglich zu sich selbst zu kommen, für sich selbst zu sein?

Diese Sorge hat auch der niedrigstehende Christ nicht! Doch ist er darin vom Vogel verschieden, daß er erst in dieser Schwierigkeit des Anfangens versucht werden muß; denn ihm ist der Unterschied „gering — vornehm" bekannt. Er weiß, — und er weiß, daß die anderen dasselbe von ihm wissen — daß er ein geringer Mensch ist, und er weiß, was das sagen will. Er weiß auch, was unter des Erdenlebens Vorzügen verstanden wird, wie diese so sehr verschieden sind; ach, und daß sie alle ihm verweigert sind, daß sie, während sie sonst da sind, um auszudrücken, was die anderen in diesen Vorzügen sind, im Verhältnis zu ihm gleichsam nur da sind, um zu bezeichnen, wie gering er ist. Denn mit jedem Vorzuge, den der Vornehme sich hinzufügt, wird er um so vornehmer; und mit jedem Vorzuge, von dem der Geringe eingestehen muß, daß ihm derselbe versagt ist, wird er in gewisser Hinsicht um so geringer. Was dazu da ist, um zu bezeichnen, wieviel der Vornehme ist, das scheint auf der anderen Seite dazu da zu sein, um zu bezeichnen, wie wenig der Geringe ist. — O, schwieriger Anfang, um zum „Existieren" zu kommen: Schon zu existieren, dann aber erst etwas zu werden, um recht zu existieren — welch schlau verborgene Schlinge, die für keinen Vogel gestellt wird! Denn es sieht ja aus, als müßte der Mensch, um anzufangen, er selbst zu sein, erst damit fertig werden, was die anderen sind, und dadurch erst erfahren, was er denn selbst ist — um dann erst auch das zu sein! Doch, wenn er dieser

Digitized by Google

Verblendung in die Falle geht, so kommt er gerade nie dazu, er selbst zu werden. Er geht dann wohl immer vorwärts, wie der, der längs einem Wege geht, von dem die Vorübergehenden sagen, daß er ganz richtig zur Stadt führe, aber ihm zu sagen vergessen, daß er umkehren muß, wenn er „zur" Stadt will. Denn er geht wohl den Weg, der zur Stadt führt, aber er selbst geht auf diesem Wege von der Stadt weg. Doch der geringe Christ geht nicht in diese Falle, mit Glaubens Augen sieht er darauf, mit des Glaubens Hurtigkeit ist er, der Gott sucht, darin, im Anfangen, ist er vor Gott — er selbst, damit zufrieden, er selbst zu sein! Er hat von der Welt oder von den anderen erfahren, daß er ein geringer Mensch ist, aber er hat sich diesem Wissen nicht hingegeben, er verliert sich nicht weltlich in demselben, geht nicht auf darin. Dadurch, daß er mit der dem Ewigen in uns eigenen Zurückhaltung sich zu Gott hält, ist er „er selbst" geworden. Er ist wie der, welcher zwei Namen hat, den einen für alle anderen, und den anderen für seine Nächsten. In der Welt, im Umgang mit den anderen ist er der geringe Mensch, für etwas anderes giebt er sich nicht aus, und für etwas anderes wird er auch nicht gehalten; aber vor Gott ist er — er selbst. In der Berührung des Umganges sieht es stets aus, als würde er jeden Augenblick darauf warten, von den anderen zu erfahren, was er jetzt in diesem Augenblick ist. Aber er wartet nicht; er eilt damit vor Gott zu sein, zufrieden, vor Gott er selbst zu sein. Er ist ein geringer Mensch in der Menschenmenge, und was er auf diese Weise ist, hängt von Verhältnissen ab; aber darin, er selbst zu sein, ist er von der Menge nicht abhängig, er ist vor Gott — er selbst. Denn von „den anderen" erfährt ein Mensch natürlich doch nur, was die anderen sind — auf diese Weise will die Welt einen Menschen darum betrügen, er selbst zu werden! „Die anderen" wissen wiederum auch nicht, was sie selbst sind, sondern stets nur, was „die anderen" sind. Es ist nur einer, der sich selbst ganz kennt, der an und für sich

Digitized by Google

weiß, was er selbst ist, das ist Gott; und er weiß auch, was jeder Mensch in sich selbst ist, denn das ist er gerade einzig und allein dadurch, daß er „vor Gott" ist. Der Mensch, der nicht vor Gott ist, ist auch nicht er selbst, was man nur sein kann, indem man in demjenigen ist, der an und für sich ist. Man kann, indes man für sich selbst ist — indem man in demjenigen ist, der an und für sich ist — auch in anderen oder für andere sein; aber man kann nicht, indem man nur für andere ist, für sich selbst sein.

Der geringe Christ ist vor Gott er selbst. Auf diese Weise ist der Vogel nicht er selbst; denn der Vogel ist, was er ist. Mit Hilfe dieses Seins ist er in jedem Augenblick an der Schwierigkeit des Anfangens vorbeigeschlüpft. So erreicht er aber auch nicht des schwierigen Anfanges herrliches Ende, — in innerer Verdoppelung des (Selbstbewußtseins) er selbst zu sein. Der Vogel ist wie ein Einer; der Mensch, der er selbst ist, ist mehr als ein Zehner. Der Vogel entgeht glücklich der Schwierigkeit des Anfangens, er bekommt daher keine Vorstellung davon, wie gering er ist. So ist er ja gerade (in Wahrheit) ohne Vergleich geringer als derjenige, welcher es weiß, wie gering er ist. Die Vorstellung der Niedrigkeit existiert nicht für den Vogel; aber der geringe Christ existiert nicht mit seinem Wesen für diese Vorstellung; er will nicht wesentlich für dieselbe existieren, denn wesentlich (existentiell, nicht ideell) ist er und will er vor Gott er selbst sein. Der Vogel ist also eigentlich der geringe. Der geringe Christ ist im Gegensatz zu seiner Niedrigkeit „er selbst", ohne doch deshalb thörichter Weise aufhören zu wollen, der geringe Mensch zu sein, der er im Verhältnis zu andern ist; er ist in der Niedrigkeit er selbst! Und auf diese Weise ist der geringe Christ in Niedrigkeit ohne die Sorge der Niedrigkeit. Denn worin besteht die Niedrigkeit? Im Verhältnis zu „den anderen". Aber worin ist ihre Sorge begründet? Darin, nur im Vergleich zu anderen zu existieren; darin, von nichts

Digitized by Google

anderem zu wiſſen, als vom Verhältnis zu den anderen. Der Vogel weiß nichts vom Verhältnis zu den anderen, und inſofern iſt er nicht gering, und wiederum inſofern ohne die Sorge der Niedrigkeit; er weiß aber natürlich auch nichts davon, daß er ein höheres Verhältnis haben kann.

Und was iſt denn der geringe Chriſt, der vor Gott „er ſelbſt“ iſt? Er iſt „Menſch“! Inſofern er Menſch iſt, iſt er in gewiſſem Sinn wie der Vogel, welcher das iſt, was er iſt. Doch dabei wollen wir hier nicht länger verweilen.

Er iſt aber zugleich Chriſt, was ja ſchon in der Frage liegt, was der geringe Chriſt iſt. Inſofern iſt er nicht wie der Vogel. Denn der Vogel iſt, was er iſt. So kann man aber nicht Chriſt ſein. Iſt man Chriſt, ſo muß man es geworden ſein. Der geringe Chriſt iſt alſo in der Welt etwas geworden. Der Vogel kann nicht etwas werden, er iſt, was er iſt. Der geringe Chriſt war, wie der Vogel, Menſch, dann wurde er aber Chriſt. Er wurde etwas in der Welt. Und er kann immer mehr und mehr werden; denn er kann immer mehr und mehr Chriſt werden. Als Menſch war er nach Gottes Bild geſchaffen; aber als Chriſt hat er Gott zum Vorbilde. Dieſen beunruhigenden Gedanken, der einen in einem fort aufruft — ein Vorbild, den kennt der Vogel nicht; er iſt, was er iſt, nichts, nichts ſtört ihm dieſes ſein Sein. Ja, es iſt wahr, nichts ſtört dasſelbe, auch nicht der ſelige Gedanke, Gott zu ſeinem Vorbilde zu haben. Ein Vorbild iſt allerdings eine Aufforderung, aber welche Seligkeit! Wir reden ja ſchon von Glück, wenn wir ſagen, daß im Dichter ein Etwas iſt, das ihn zum Singen und Sagen auffordert. Aber das Vorbild fordert noch mächtiger, drängt denjenigen noch ſtärker, dem es vor die Augen tritt, für den es exiſtiert. Das Vorbild iſt eine Verheißung, und keine andere iſt ſo ſicher, denn das Vorbild iſt ja (auch) die Erfüllung! — Für den Vogel giebt es kein Vorbild, aber für den geringen Chriſten exiſtiert das Vorbild, und er exiſtiert für ſein Vorbild — er

Digitized by Google

kann stets dazu gelangen, demselben mehr und mehr gleich zu werden.

Der geringe Christ, der vor Gott „er selbst" ist, ist als Christ für sein Vorbild da. Er glaubt, daß Gott auf Erden gelebt hat, daß er sich in geringen und armen Verhältnissen, ja in Unehre hat gebären lassen und darnach mit dem einfachen Manne, der sein Vater genannt wurde, und mit der verachteten Jungfrau, die seine Mutter war, gelebt hat. Daß er alsdann in der geringen Gestalt eines Knechtes umherwanderte, von anderen geringen Leuten nicht zu unterscheiden war, nicht einmal durch seine auffallende Niedrigkeit, bis er im äußersten Elend endigte, gekreuzigt wie ein Verbrecher — und dann allerdings sich einen Namen hinterließ! Aber des geringen Christen Begehren ist ja nur, im Leben und im Tode sich seinen Namen aneignen zu dürfen, oder einen Namen nach ihm. Der geringe Christ glaubt, wie es im Evangelium erzählt wird, daß er geringe Menschen zu seinen Jüngern wählte, Menschen von einfachstem Stande, und daß er für seinen Umgang diejenigen aufsuchte, welche die Welt verstieß und verachtete. Er glaubt, daß er unter den verschiedenen Wechselfällen seines Lebens, als die Menschen ihn hoch erhöhen wollten, und als sie ihn, wo möglich, noch tiefer erniedrigen wollten, als er sich selbst erniedrigt hatte, — den geringen Menschen treu blieb, an die er mit näheren Banden gebunden war, den geringen Menschen, die er an sich gefesselt hatte, den verachteten Menschen, die man aus der Synagoge ausstieß, weil er ihnen geholfen hatte. Der geringe Christ glaubt, daß dieser geringe Mensch, oder daß dieses sein Leben in Niedrigkeit, gezeigt hat, was ein „geringer Mensch" zu bedeuten hat, ach! und was ein, menschlich geredet, vornehmer Mensch doch eigentlich zu bedeuten hat! Wie unendlich viel es bedeuten kann, ein geringer Mensch zu sein, und wie unendlich wenig ein vornehmer Mensch zu sein, wenn man nicht etwas anderes zugleich ist. Der geringe Christ glaubt,

Digitized by Google

daß dieſes Vorbild gerade für ihn da iſt, für ihn, der ja ein geringer Menſch iſt, vielleicht mit Armut und drückenden Verhältniſſen kämpfend, oder für ihn, den noch Geringeren, den Verachteten und Verſtoßenen. Er geſteht es wohl, daß er ſich freilich nicht in dem Falle befindet, dieſe überſehene oder verachtete Niedrigkeit ſelbſt gewählt zu haben, und inſofern dem Vorbilde nicht gleicht. Aber dennoch tröſtet er ſich damit, daß das Vorbild für ihn da iſt, das Vorbild, das mit Hilfe der Niedrigkeit, ſich ihm voll Erbarmen gleichſam aufnötigt, als wollte es ſagen: „Geringer Menſch, ſiehſt du nicht, daß dieſes Vorbild für dich da iſt?“ Wohl hat er nicht mit eigenen Augen das Vorbild ſelbſt geſehen, er glaubt aber, daß es doch da geweſen iſt. Da hätte es ja in einem gewiſſen Sinne auch nichts zu ſehen gegeben, — außer der Niedrigkeit (denn die Herrlichkeit, die muß geglaubt werden!); und von der Niedrigkeit kann er ſich ſchon eine Vorſtellung machen! Er hat das Vorbild nicht mit eigenen Augen geſehen, er macht auch keinen Verſuch, ſich durch die Sinne ein ſolches Bild auszumalen. Doch ſieht er oft das Vorbild. Denn jedesmal, wenn er in Glaubensfreudigkeit über der Herrlichkeit dieſes Vorbildes ſeine Armut, ſeine Niedrigkeit, ſein Verachtetſein ganz vergißt, dann ſieht er das Vorbild — und dann ſieht er ſelbſt annähernd aus wie das Vorbild. Wenn nämlich in einem ſolchen ſeligen Augenblick, wo er in ſein Vorbild verloren iſt, ein anderer Menſch auf ihn ſieht, da ſieht dieſer andere Menſch nur einen geringen Mann vor ſich — ſo war es ja auch gerade mit dem Vorbilde, man ſah nur den geringen Mann! Er glaubt und hofft, ſich mehr und mehr der Ähnlichkeit mit dieſem Vorbilde zu nähern, das ſich erſt jenſeits in ſeiner Herrlichkeit offenbaren wird; denn hier auf Erden kann es nur in Niedrigkeit da ſein und wird nur in der Niedrigkeit geſehen. Er glaubt, daß dieſes Vorbild, wenn er nur beſtändig darnach ringt, ihm ähnlich zu werden, ihn zum zweitenmal und in noch nähere Verwandtſchaft zu Gott bringt, ſo daß er Gott

Digitized by Google

nicht nur zum Schöpfer hat, wie alle Geschöpfe, sondern daß er Gott zum Bruder hat.

Aber dann ist ja dieser geringe Christ etwas sehr Hohes? Ja, gewiß ist er es, etwas so hoch Erhöhtes, daß man den Vogel gegenüber ihm ganz aus den Augen verliert. Er ist wie der Vogel gering, ohne die Sorge der Niedrigkeit, gedrückt in gewisser Hinsicht, wie der Vogel es nicht ist, mit dem Bewußtsein seiner Niedrigkeit — dennoch aber hoch erhöht. Von der Niedrigkeit redet er niemals, und dann nie in betrübter Weise, dieselbe erinnert ihn ja nur an das Vorbild, während er an des Vorbildes Hoheit denkt — und wenn er das thut, dann erinnert er selbst annähernd an das Vorbild!

Der geringe Heide dagegen hat diese Sorge. Der geringe Heide ist ohne Gott in der Welt, und folglich nie wesentlich er selbst, was man nur ist, wenn man „vor Gott" ist, folglich auch nie damit zufrieden, er selbst zu sein, (was man doch wohl nicht ist, wenn man nicht für sich selbst ist). Er ist nicht er selbst, nicht zufrieden, er selbst zu sein, wie der Vogel mit dem, was er ist; er ist unzufrieden mit dem, was er ist — sich selbst eine Plage, seufzt er darüber und klagt sein Schicksal an!

Was ist er denn? Er ist bloß der Geringe, gar nichts anderes; d. h. er ist, wozu „die anderen" ihn machen, und wozu er sich selbst macht, indem er nur „für andere" da ist. Seine Sorge ist: Nichts (Wahres, Ewiges) zu sein, ja (im vollen ewigen Sinne) gar nicht zu „sein"! So weit entfernt ist er davon, zu sein wie der Vogel, welcher das ist, was er ist. Und daher ist seine Sorge wiederum: Etwas in der Welt zu werden. Für Gott da zu sein, das ist nichts, meint er — das nimmt sich auch nicht aus in der Welt, weder im Gegensatz noch im Vergleich mit anderen. Mensch sein, das ist nicht etwas sein, meint er — das ist ja nichts sein; denn darin ist ja gar kein Unterschied oder Vorzug vor allen anderen Menschen. Christ

Digitized by Google

ſein, das iſt nicht „etwas“ ſein, meint er — das ſind wir ja alle. Aber Juſtizrat werden — das wäre etwas werden! Und etwas muß er doch um alles werden, es iſt rein zum verzweifeln, gar nichts zu ſein!

„Das iſt zum verzweifeln“, er redet, als wäre er nicht ſchon verzweifelt. Der geringe Heide iſt verzweifelt, und die Verzweiflung iſt ſeine Sorge. Man nimmt an, daß der Geringe in jedem Staat gewöhnlich von den Laſten befreit iſt, die die Bevorzugteren tragen müſſen. Aber der verzweifelte Geringe, der Heide, will nicht, ſelbſt wenn er es iſt, (innerlich) befreit ſein, er trägt die ſchwerſte von allen Laſten. Man ſagt, der König trage die Laſt der Krone, der Hochgeſtellte die Verantwortung der Regierung, derjenige, dem viele anvertraut ſind, der Fürſorge Laſt. Aber dafür iſt dann der König auch König, der Hochgeſtellte auch der Hochgeſtellte, der betraute Mann auch der Betraute. Aber der verzweifelte geringe Mann, der Heide, er ſchleppt ſich tot an der Laſt deſſen, was er nicht iſt, er — ja das iſt Wahnſinn — er überhebt ſich an dem, was er nicht trägt. Ob dem ſo iſt, daß der König, als das Fundament, alle die anderen trägt, oder ob es alle die anderen ſind, die den König, als den Oberſten tragen, wollen wir hier nicht unterſuchen — aber der verzweifelte geringe Mann, der Heide, er trägt alle die anderen. Die ungeheure Laſt, „alle die anderen“, drückt auf ihn, und zwar mit dem doppelten Gewicht der Verzweiflung. Denn nicht durch die Vorſtellung, daß er etwas iſt, drückt ſie ihn, nein, ſie drückt ihn durch die Vorſtellung, daß er nichts iſt. Wahrlich, ſo unmenſchlich hat kein Staat und kein Verein gegen irgend einen Menſchen gehandelt, daß er verlangte, einer ſollte unter der Bedingung, nichts zu ſein, aller Laſt tragen. So unmenſchlich handelt nur der verzweifelte geringe Menſch, der Heide, gegen ſich ſelbſt. Tiefer und tiefer verſinkt er in die verzweifelte Sorge, aber er findet dabei keinen Halt für den Fuß, um dies zu tragen — er iſt ja nichts, worüber er ſich zu

Digitized by Google

seiner eigenen Qual durch die Vorstellung, was „die anderen" sind, bewußt wird. Lächerlicher und lächerlicher, ach nein, jämmerlicher und jämmerlicher, oder richtiger gottloser und gottloser, mehr und mehr Unmensch, wird er in seinem thörichten Streben, doch „etwas" zu werden; etwas, wenn es auch noch so wenig wäre, aber doch etwas, was nach seiner Vorstellung wert wäre, zu sein.

So bricht der verzweifelte geringe Mann, der Heide, unter der ungeheuren Last des Vergleichens, die er sich selbst auflegt, zusammen. Das, ein geringer Mann zu sein, was für den geringen Christen mit zum Christsein gehört, wie die kaum hörbare schwache Anhauchung vor dem Buchstaben mit zum Buchstaben gehört, welcher eigentlich allein gehört wird — und in dieser Weise redet der geringe Christ von seiner irdischen Niedrigkeit, er redet nur darüber, indem er ausspricht, daß er Christ ist — dieses ist für den Heiden Tag und Nacht seine Sorge, damit beschäftigt sich all sein Dichten und Trachten! Ohne Ewigkeitsaussicht, nie von des Himmels Hoffnung gestärkt, nie er selbst — weil von Gott verlassen, lebt er verzweifelt, als wäre er zur Strafe verurteilt, diese 70 Jahre zu leben, gemartert von dem Gedanken, nichts zu sein, gemartert von der Erfolglosigkeit seines Strebens, etwas zu werden. Für ihn hat der Vogel nichts Tröstendes, der Himmel keinen Trost — und das versteht sich, das Erdenleben hat dann für ihn auch keinen Trost! Von ihm kann man nicht sagen, daß er an die Erde gefesselt bleibt, von der Herrlichkeit des Erdenlebens überredet, das ihn dazu brachte, den Himmel zu vergessen. Nein, es ist eher so, als thäte die Zeitlichkeit alles, um ihn von sich zu stoßen dadurch, daß sie ihn zu nichts macht. Und doch will er der Zeitlichkeit angehören, unter den elendesten Bedingungen; er will sie nicht fahren lassen, er klammert sich an sie fest durch das Nichtsein, fester und fester, weil er vergeblich sucht, weltlich etwas zu werden; er klammert sich mit Verzweifelung fester und fester an das — was

Digitized by Google

er bis zur Verzweifeltheit nicht sein wird! Und so lebt er, nicht auf der Erde, sondern als ob er in die Unterwelt hinuntergestoßen wäre. Sieh, jener König, den die Götter straften, er litt die entsetzliche Qual, daß sich ihm jedesmal, wenn ihn hungerte, die lieblichsten Früchte zeigten, wenn er aber nach ihnen griff, so verschwanden sie. Der verzweifelte geringe Mann, der Heide, leidet noch qualvoller am Selbstwiderspruch. Denn während er dadurch gemartert, nichts zu sein, vergeblich sucht etwas zu werden, ist er eigentlich nicht bloß etwas, sondern viel. Es sind nicht die Früchte, die sich ihm entziehen, er ist es selbst, der sich auch der Möglichkeit entzieht, das zu sein, was er ist. Dann ist er nicht Mensch — und kann nicht Christ werden!

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken; er ist mit im Evangelium, und soll auch mit in der Rede sein. Der geringe Vogel ist überhaupt ohne die Sorge der Niedrigkeit; der geringe Christ ist in Niedrigkeit ohne die Sorge der Niedrigkeit, und so — hoch erhöht über alle irdische Hoheit. Der geringe Heide ist in der Sorge tief unter sich selbst, wäre er auch der Geringste. Der Vogel sieht nicht genau was er ist, der geringe Christ sieht genau was er ist als Christ, der geringe Heide starrt bis zur Verzweifelung darauf, daß er gering ist. „Was! — gering!“ sagt der Vogel, „laß uns nie an so etwas denken, vor dem fliegt man davon.“ „Was! — gering!“ sagt der Christ, „ich bin Christ!“ „Ach! — gering!“ sagt der Heide. — „Ich bin was ich bin,“ sagt der Vogel; „was ich werden soll, ist noch nicht offenbar,“ sagt der geringe Christ; „ich bin nichts, und ich werde nichts,“ sagt der geringe Heide! „Ich bin,“ sagt der Vogel; „im Tode beginnt das Leben,“ sagt der geringe Christ; „ich bin nichts, und ich werde im Tode zu nichts,“ sagt der geringe Heide. Im Vergleich mit den geringen Christen ist der Vogel ein Kind; im Vergleich mit dem geringen Heiden

Digitized by Google

ist er ein glückliches Kind. Wie der freie Vogel, wenn er sich am höchsten aufschwingt in der Freude, da zu sein, so hebt sich der geringe Christ noch höher. Wie der gefangene Vogel, wenn er mutlos und voller Angst sich im Netze zu Tode zappelt, so entseelte sich der geringe Heide selbst, noch elender, in der Gefangenschaft des Nichts. Es giebt nach der Lehre des Christentums nur eine Erhöhung, die, Christ zu sein; alles andere ist gering, Niedrigkeit und Hoheit. Es giebt, wenn man gering ist, nur einen Weg zur Hoheit, Christ zu werden. Den Weg kennt der Vogel nicht, er bleibt, was er ist. Dann giebt es aber noch einen anderen Weg, den kennt der Vogel aber auch nicht, den geht der Heide. Des Vogels Weg zu sein ist rätselhaft, er fand sich nie; des Christen Weg ist von ihm gefunden, der der Weg ist, und den ist's selig zu finden; des Heiden Weg endigt in Finsternis, keiner fand den Rückweg auf demselben. Der Vogel entgeht glücklich jenem Umwege und aller Gefahr; der geringe Christ geht nicht auf dem Umwege und wird selig in die Herrlichkeit gerettet; der geringe Heide wählt den Umweg und geht so „seinen eigenen Weg" zum Verderben!

Digitized by Google

III.

Die Sorge der Hoheit.

„Sorget nicht, was ihr anziehen werdet — nach solchem allen trachten die Heiden!“

Diese Sorge hat der Vogel nicht. Aber ist denn auch Hoheit eine Sorge? Man sollte doch glauben, daß je höher ein Mensch steht, er auch desto mehr von allen Sorgen befreit sei. Desto mehrere hat er ja um sich, die einzig darum „besorgt“, damit beschäftigt sind, alle Sorgen von ihm fernzuhalten. Und doch ist es gewiß keine unwahre Spitzfindigkeit, zu reden, wie das Evangelium es thut, ganz gleich über die Sorge der Hoheit und die der Niedrigkeit. Denn Hoheit und Macht und Ehre und Ansehen bieten ihre — treuen Dienste dem Hochstehenden als Trabanten an, die ihn schützen sollen, daß ihm keine Sorge nahekomme, sie versprechen ihm gleichsam ihre — Treue! O, aber diese Leibwache gerade, mit der der Hochstehende nicht den Mut hat zu brechen, gerade diese Leibwache, die sicherheitshalber ihm so nahe auf den Leib rückt, gerade sie kostet ihm die Nachtruhe Man sieht es ja an dem, was als Vorbild dienen kann. Ein Kaiser herrscht über die ganze Welt, umgeben von seiner treuen Leibwache — die über den Kaiser herrscht; ein Kaiser bringt die ganze Welt ins Beben, umgeben von seiner tapferen Leibwache — hinter welcher und vor welcher der Kaiser erbebt!

Digitized by Google

Der Vogel aber, der doch immer in der Höhe ist, hat nicht diese Sorge der Hoheit. Weder die, von der hier nicht die Rede sein kann, die für den Hochstehenden eine Ehre ist, daß er nämlich für das Wohl der ihm Anvertrauten sorgen darf, denn wir reden ja in dieser kleinen Schrift nur stets von der Sorge, ohne welche der Mensch sein kann, ja sein soll, nicht von der Sorge, ohne welche ein Mensch unmöglich ein Christ sein kann. Auch nicht diejenige Sorge der Hoheit hat er, von der hier die Rede ist. Es fällt dem Vogel kaum ein, daß er für sich selbst sorgen müsse, noch viel weniger, daß er dazu berufen sein solle, für andere zu sorgen. Der Vogel sagt in aller Unschuld von seinem Verhältnis zu den anderen: „bin ich denn meines Bruders Hüter?" Es fällt keinem Vogel ein, auch nicht demjenigen, der am höchsten fliegt, daß er so hoch gestellt sein sein solle, damit er über andere zu herrschen hätte. So hat er aber auch keine Sorge darüber, ob die anderen ihm nun die pflichtschuldige Aufmerksamkeit erweisen, oder ob sie ihm dieselbe verweigern, oder gar ob sie vielleicht auch noch darauf bedacht sind, ihn von seiner Höhe zu stürzen — so hochgestellt ist kein Vogel!

Und doch ist ja jeder Vogel in der Höhe, aber es ist, als wäre jeder Vogel wesentlich gleich hochgestellt. Diese himmlische Gleichheit zwischen den Vögeln, oder ihre gleiche Erhöhung unter dem Himmel, hat eine Ähnlichkeit mit der Hoheit des ewigen Lebens — wo es gleichfalls weder Hoch noch Niedrig giebt, und doch Erhöhung! Alle Vögel sind in der Höhe, aber im Verhältnis zu einander ist keiner von ihnen in der Hoheit.*) Unter der Himmelswölbung ist reichlich Platz für jeden, sich so hoch hinaufzuschwingen wie er will; aber auch der Vogel, der zur Erde herniederfliegt, ist im Grunde doch in der Höhe — anders versteht es der Vogel nicht. Wollte jemand zu ihm

*) Im Dänischen giebt es keinen Unterschied zwischen „Höhe" und „Hoheit".

Digitized by Google

ſagen: „aber ſo biſt du ja eigentlich nicht erhöht, wenn du nicht höher erhöht biſt, als die anderen", ſo würde der Vogel antworten: „weshalb bin ich nicht in der Hoheit?" — und dann fliegt der Vogel hoch auf, oder bleibt nahe an der Erde, wo er aber doch noch in der Höhe iſt, ſich ſeiner Hoheit bewußt. Darum iſt er in Hoheit ohne die Sorge der Hoheit, in Hoheit, ohne über jemand erhöht zu ſein — unter der Himmelswölbung iſt zu viel Platz, oder es iſt kein Platz für Kleinlichkeit!

Betrachte einmal jenen einſamen Vogel, wie er hoch in den Wolken ſchwebt; ſo ruhig, ſo ſtolz, ohne eine einzige Bewegung, er hilft ſich nicht einmal mit einem Flügelſchlage. Und wenn du inzwiſchen vielleicht deine Geſchäfte erledigt haſt und nach einigen Stunden wieder auf dieſelbe Stelle zurückkehrſt, ſo betrachte ihn! Er ſchwebt unverändert in der Luft, er ruht ſtolz auf den ausgebreiteten Flügeln, die er nicht bewegt, während er die Erde überſchaut. Ja, es iſt für das ungeübte Auge ſchwer, den Abſtand in der Luft und auf dem Waſſer zu meſſen, der Vogel hat aber vielleicht ſeine Stelle nicht um eine halbe Elle verändert. Er ſchwebt, er ſteht ohne Boden unter den Füßen zu haben, denn er ſteht in der Luft, ſo ruhig in der Höhe — ſoll ich ſagen, wie ein Herrſcher, oder iſt wohl je ein Herrſcher ſo ruhig? Er fürchtet nichts, er ſieht keine Gefahr, keinen Abgrund unter ſich, vor ſeinen Augen ſchwindelt es nie in dieſer Höhe, ſein Blick wird nie umnebelt. Ach, und doch war kein Menſch ſo klarſehend und ſcharfſichtig, auch nicht der, der in Niedrigkeit die Hoheit beneidet! Aber was iſt es denn, was ihn ſo ruhig in der Höhe hält? Es iſt die Hoheit! Denn in der Hoheit an und für ſich iſt keine Gefahr und unter ihr kein Abgrund. Nur wenn es unter ihr eine andere Hoheit giebt, die doch geringer iſt als ſie — und ſo weiter; kurz, wenn jemand unter ihr iſt, ſo giebt es auch etwas unter ihr, und dann iſt auch der Abgrund unter ihr! Aber für den Vogel giebt es keinen Geringeren, darum iſt er in der Höhe ohne den Ab-

Digitized by Google

grund unter sich zu haben; und darum ohne die Sorge, welche mit und aus dem Abgrunde kommt.

Der Vogel ist in der Höhe ohne höher sich zu fühlen als jemand anders, darum ohne die Sorge der Hoheit. Auf diese Weise ist er der Lehrmeister, hier ist des Unterrichts Anknüpfungspunkt. In diesem Sinne in Hoheit sein, das läßt sich ohne Sorge machen. Wollte jemand sagen: „Auf diese Weise in Hoheit sein, heißt gar nicht in Hoheit sein, es ist nur ein Spiel mit Worten, wenn man von der Hoheit des Vogels redet," so zeigt das, daß er ungelehrig ist, ein unartiges Kind, das in der Stunde nicht ruhig sitzen will, sondern den Unterricht stört. Denn freilich, wenn er sich nicht die Mühe geben will, den Vogel zu verstehen, wenn er, statt lernend seine Vorstellung in Ähnlichkeit mit der Unterweisung des Vogels zu ändern, den Vogel in die Schule nehmen und seine eigene Vorstellung von jenem verlangen, ihn also als Lehrmeister verwerfen will — so ist es ja gewiß unmöglich, vom Vogel etwas zu lernen. Und das ist, zu des Vogels Ehre muß es gesagt werden, ganz bestimmt die einzige Art, auf welche man vom Vogel nicht etwas lernen kann. Aber derjenige, welcher lernen will, lernt, was die Hoheit betrifft, daß die einzige Art und Weise, auf welche man in Wahrheit ohne Sorge sein kann, die ist, in Hoheit nicht höher sein zu wollen, als jeder andere!

Der vornehme Christ hat diese Sorge nicht.

Was ist denn der vornehme „Christ"? Ja, wenn du weltlich frägst, ob er König oder Kaiser ist, oder Ihro Herrlichkeit, oder Ihro Gnaden u. s. w., so ist es ja eine Unmöglichkeit, im Allgemeinen zu antworten. Fragst du aber christlich, so ist die Antwort leicht: Er ist Christ. Und als Christ weiß er seine Thüre zu schließen, wenn er mit Gott reden will — nicht damit keiner erfahre, daß er mit Gott redet, sondern damit nichts und niemand ihn störe, mit Gott zu reden. Wenn

Digitized by Google

er mit Gott redet, legt er alle irdische, alle unechte Pracht und Herrlichkeit ab, aber auch alle Unwahrheit des Sinnenbetruges.

Er glaubt, daß es einen Gott im Himmel giebt, vor dem kein Ansehen der Person gilt, daß der Mensch, wenn wir uns einen solchen denken wollen, der über das ganze Menschengeschlecht herrschte, Gott nicht im mindesten wichtiger ist als der Geringste — und als der Sperling, der zur Erde fällt. Daher versteht er, daß das ein Sinnenbetrug ist, sein Leben solle vor Gott wichtiger sein, weil er jeden Augenblick sein Lebensgefühl dadurch gestärkt weiß, daß er allen oder doch so vielen wichtig, ja geradezu für ihr Leben notwendig ist; weil er bei Leibesleben diese Erhöhung des Lebens — unentbehrlich zu sein und das reiche Vorgefühl, im Tode vermißt zu werden — vorweg genießt. Denn vor Gott ist er nicht wichtiger als der Sperling, der zur Erde fällt, weder er, der Mächtigste, der je auf Erden gelebt hat, noch er, der Weiseste, noch irgend ein Mensch. Er glaubt, statt auf das Gerede über die Vielen, die ohne ihn nicht leben können, achtzugeben, daß er es ist, der um zu leben, jeden Augenblick, ja jede Minute, des Gottes bedarf, ohne dessen Willen allerdings kein Sperling zur Erde fällt, aber ohne dessen Willen auch kein Sperling ins Leben gerufen wird. Verstehen darum wir andern es nun so, daß für ihn gebetet wird, weil wir seiner bedürfen, weil wir es nötig haben, daß er lebe, — so versteht er es vor Gott anders, daß er nämlich, gerade weil seine Aufgabe ohne Vergleich die größere ist, es vor jedem anderen Menschen bedarf, daß für ihn gebetet werde. Er glaubt, daß es ein unveränderlicher Gott ist, der im Himmel wohnt, der seinen Willen will — wenn auch alles sich gegen ihn erheben würde, was für ihn nichts bedeutete. Ein unveränderlicher Gott, der denselben Gehorsam will, im größten wie im kleinsten, in dem bedeutendsten Punkte des umfassendsten weltgeschichtlichen Bedürfnisses, wie in dem alltäglichsten Vorhaben; denselben Gehorsam von dem Mächtigsten, der je gelebt hat, wie von dem

Digitized by Google

Geringsten, und denselben wie von der ganzen Natur, die sich nichts, nichts erlaubt ohne seinen Willen. So versteht er denn, daß es ein Sinnenbetrug ist, wenn jemand ihm einbilden will, daß, weil ein Machtwort von ihm genügt, um Tausende in Bewegung zu setzen, und weil Tausende sich um ihn drängen und um ein Lächeln von ihm betteln, daß darum auch Gott, jener Mächtige, gegen ihn anders sein würde, als gegen jeden, unbedingt jeden andern Menschen; daß der unveränderliche Gott gegen ihn nicht derselbe Unveränderliche sein werde, unveränderlich wie das Ewige, unveränderlicher als der Fels — wohl aber allmächtig und vermögend, noch schrecklicher mit einem Allmachtswort alles, Throne und Regimente, Himmel und Erde, zu verändern! Er glaubt, daß er vor diesem Gott ein Sünder ist, und daß Gott eben so eifrig der Sünde gegenüber ist, wer auch der Sünder sei. So versteht er denn, daß es ein Sinnenbetrug ist, wenn jemand ihm einbilden will, daß darum, weil kein Mensch, der kaum über seine Haushaltung einen Überblick zu haben vermag, ihn richten darf, auch der gerechte Gott, vor dem es nicht wichtiger und nicht verzeihlicher ist, ob der Mächtigste oder der Geringste sündigt, wie verschieden, menschlich geredet, die Größe der Folgen auch ist, vor der menschlichen Größe staunend ihn nicht nach des Gesetzes Strenge sollte richten dürfen! Er glaubt, daß er selbst jeden Augenblick des gnädigen Gottes Vergebung bedarf, und darum glaubt er, daß Gott in Niedrigkeit auf Erden gewandelt hat, und somit alle weltliche Macht und Größe an sich als nichtig gerichtet hat. Er glaubt, daß, wie keiner ins Reich Gottes eingeht, er werde denn wie ein Kind, so auch keiner zu Christus kommt, er werde denn so gering, wie derjenige, der aus sich selbst und durch das, was er aus sich selbst ist, nichts ist. Er glaubt, daß, wenn auch Christus zu seinen Jüngern nicht geringe, sondern vornehme Menschen gewählt hätte, so müßten diese zuerst geringe Menschen geworden sein, um seine

Digitized by Google

Jünger zu ſein. Er glaubt, daß vor Chriſtus kein Anſehen der Perſon gilt, weil vor ihm nur Niedrigkeit gilt; daß ſo gewiß kein „Geſunder" je von Chriſtus geheilt worden iſt, eben ſo gewiß auch kein Vornehmer als ſolcher, ſondern nur als Geringer erlöſt werden kann. Denn keiner kann Chriſt werden oder ſein außer im Charakter eines geringen Menſchen.

„Aber dann iſt ja der vornehme Chriſt im Grunde eben ſo gering wie der geringe Chriſt?" Ja, gewiß, das iſt er auch! „Aber dann weiß ja der vornehme Chriſt eigentlich nicht, wie vornehm er iſt?" Nein, das weiß er im Grunde nicht! „Aber dann hat ja die Rede eigentlich den Leſer betrogen, indem ſie nicht über irdiſche Hoheit, über Titel und Würden und deren Sorge handelt!" Nun ja — und doch nein, die Rede hat nicht betrogen, denn der vornehme Chriſt hat nicht dieſe Sorge — und davon handelt ja gerade die Rede, daß er dieſe Sorge nicht hat. Und welche Rede drückt wohl dieſes am wahrſten aus, diejenige, welche immer wieder verſichert, daß er keine Sorge hat, oder diejenige, welche, indem ſie davon redet, was den vornehmen Chriſten eigentlich beſchäftigt — die Niedrigkeit, gerade durch Schweigen zu verſtehen giebt, daß er jener Hoheit Sorge gar nicht hat?

Man kann nur Chriſt werden oder ſein im Charakter eines geringen Menſchen. Ein Chriſt werden (und alſo auch ſein) iſt wohl nur ein Gedanke, es iſt aber ein Doppelgedanke, der daher auch ein doppeltes Geſicht hat. Ein und derſelbe Gedanke läßt den geringen Chriſten ſeine Hoheit und den vornehmen Chriſten ſeine Niedrigkeit verſtehen. Der vornehme Chriſt läßt ſich durch die Vorſtellung (die chriſtliche) die Macht und die Hoheit (die irdiſche) benehmen, oder er giebt ſich der Macht dieſer Vorſtellung hin; dadurch wird er der geringe Menſch, der man ſein muß, um Chriſt zu werden und zu ſein. Wenn freilich ein Schauſpieler auf den Straßen umhergehen und König ſein wollte, weil er geſtern Abend „den König geſpielt"

Digitized by Google

hat, so würden wir alle ihn auslachen. Wenn nun ein Kind, das im Spiel mit den Altersgenossen „der Kaiser" war, zu den Erwachsenen gehen und sich vor ihnen auch für einen solchen ausgeben wollte, so lachten wir alle über das Kind. Und warum? Weil das Schauspiel und das Kinderspiel eine Unwirklichkeit ist. Aber der Umstand „in Wirklichkeit" vornehm sein, ist doch christlich verstanden auch nicht Wirklichkeit, Wirklichkeit ist nur das Ewige, das Christliche. Die wahre Hoheit ist die christliche, aber in der wahren, christlichen Hoheit ist keiner höher als der andere. Also ist das (weltliche) „vornehm sein" eine Nicht-Wirklichkeit im Vergleich zu der wahren Hoheit. Und folglich ist es, christlich verstanden, richtig, wenn der vornehme Christ selbst (denn daß andere es thun, hat weder Gewähr noch Billigung beim Christentum, sondern nur bei der widerlichen Frechheit der gottlosen Weltlichkeit!) über seine irdische Hoheit lächelt, seine sogenannte „wirkliche" Hoheit, denn nur die christliche ist die wirkliche!

Doch, ist es damit für den Vornehmen nicht schwerer geworden, Christ zu werden (denn wir reden ja von dem vornehmen Christen), als für den Geringen? Auf diese Frage antwortet die heilige Schrift: Allerdings! Man meint freilich, daß es gleich leicht oder gleich schwer für den Geringen wie für den Vornehmen sein müsse, Christ zu werden. Denn, sagt man, die Niedrigkeit, von der dort die Rede ist, ist nicht die äußere, sondern die innere, ist ein Gefühl der eigenen Niedrigkeit, das der Vornehme eben so gut haben kann, wie der Geringe. Das Christliche sei eine zu — „geistige" Macht, um von der äußeren Niedrigkeit zu reden. Nun, so ist es auch! Indessen redet die Schrift doch zugleich anders, vielleicht aus Vorsicht und aus Kenntnis des menschlichen Herzens, sie redet davon, ein geringer Mensch im buchstäblichen Sinne zu sein; und so redet ja auch das Vorbild, das mächtiger zeugt als alle Worte und Ausdrücke. Denn „er" lebte in wirklicher irdischer Niedrigkeit;

Digitized by Google

„er" erwählte sich also nicht, als er beschloß, das Vorbild zu sein, ein (äußerlich) Vornehmer und doch in seinem Innersten der geringe Mensch zu sein. Nein, er war buchstäblich der geringe Mensch und mit ganz anderem Ernst als so wie wenn ein König seine Würde einen Augenblick niederlegt und dabei von den Hofleuten gekannt, also für seine Demut noch mehr geehrt wird!

Siehe, es giebt in Hinsicht des Geisteslebens etwas, das dem entspricht, was das Buchstabieren im Verhältnis zum zusammenhängenden Lesen ist. Man buchstabiert, man geht langsam vorwärts, setzt Einzelheiten deutlich und kenntlich auseinander, — doch nicht um zuletzt des ganzen Lebens Inhalt zu „geringfügigen Momenten", einer leeren Umständlichkeit, zu machen! So ist's damit, äußerliche Vorzüge zu besitzen, im Verhältnis zu dem, Christ zu werden. Das Christentum hat nie gelehrt, daß das buchstäbliche Gering-sein gleichbedeutend sei mit dem Christ-sein; auch nicht, daß von dem buchstäblichen Gering-sein der direkte Übergang zu dem Christ-sein ohne weiteres möglich sei; auch hat es nicht gelehrt, daß, wenn der weltlich-Vornehme seine Macht niederlegte, er deswegen ein Christ würde. Aber von der buchstäblichen Niedrigkeit zu dem Christ-werden ist doch nur ein Schritt. Ein Geringer im buchstäblichen Sinne sein, ist keine mißglückte Einleitung zu dem „Christ-werden"; im Besitz der äußeren Vorzüge sein ist ein Umweg, welcher für die Ängstlichen eine doppelte Einleitung notwendig macht. Man redet in jener strengen Wissenschaft von einer Hülfslinie, „man zieht eine Hülfslinie", heißt es; man kann ja auch ohne Hülfslinie den Beweis für den Satz führen, man thut es (eine Hülfslinie zu ziehen) — nicht um des Beweises willen, sondern um sich selbst zu helfen, es ist nicht der Beweis, der der Hülfslinie bedarf, sondern der Beweisende selbst bedarf ihrer. So ist es auch, wenn derjenige, der im Besitz von äußeren Vorzügen ist, sich dadurch helfen läßt, daß er buch-

Digitized by Google

ſtäblich arm, verachtet, gering wird. Thut er das nicht, ſo muß er um ſo mehr innerlich beſorgt über ſich ſelbſt wachen, um ſich Glauben ſchenken zu dürfen, daß er bei ſich ſelbſt weiß, wie nichts, nichts von all dieſer äußeren Vornehmheit und Hoheit ihn ſo geblendet hat, daß er ſich nicht mit Leichtigkeit da hineinfinden könnte, der geringe Mann im Volk zu ſein.

Auf dieſe Weiſe läßt es ſich unſtreitig auch machen: Das Chriſtentum hat niemals von jemand unbedingt verlangt, daß er buchſtäblich die äußeren Vorzüge aufgeben ſolle, es hat ihm dies nur als eine kleine Vorſichtsmaßregel vorgeſchlagen! Meint er nicht, ihrer zu bedürfen, wie man es in jenen Zeiten meinte, wo man ſich ängſtlich damit vorwärtsbuchſtabierte — o! welch' anſtrengendes Leben, ſo in Hoheit, von all dem Verführeriſchen umgeben, ſeiner ſelbſt ganz ſicher zu ſein, daß man ſich mit Leichtigkeit da hineinfinden könnte, der einfache Arbeiter zu werden. Und dies, weil einem das Chriſt-ſein ſo unendlich wichtig iſt, daß man in ſtrengſter Selbſtprüfung ſich davon überzeugt hat, nichts von alledem könne einen auch nur im geringſten bethören. — Welche ungeheure Vorſichtigkeit mit Licht und Feuer, wenn man in einem Pulverturm wohnt — aber welch' angeſtrengte Vorſichtigkeit, in ſolcher Umgebung Chriſt zu ſein!

O, ſchweres Leben, das ſo gelebt werden ſoll! Es iſt nur eine ſchwache Andeutung der täglichen Schwierigkeit dieſes Lebens, wenn du bedenkſt, um wie viel leichter es in der vorigen Rede damit ging, von der Niedrigkeit aus die chriſtliche Hoheit zu erreichen, als es hier damit geht, von der irdiſchen Hoheit aus durch die Niedrigkeit hindurch die chriſtliche Hoheit zu erreichen. Aber der vornehme Chriſt lebt alſo: Er hat Macht und Ehre und Anſehen, er iſt im Beſitz der Vorzüge des Erdenlebens — doch er hat als hätte er nicht! Er ſieht das alles um ſich herum, er ſieht, wie nur auf einen Wink von ihm gewartet wird, nur darauf, daß er wie bei einem Zauber — bloß wünſche. Aber er iſt, als ſähe er dies nicht, er iſt in eines noch

Digitized by Google

höheren Zaubers Macht. Er hört das alles, er hört vielleicht fortwährende Schmeichelei, aber seine Ohren sind geschlossen. Das alles ist für ihn nur wie das „im Schauspiel König sein“ und wie das, wenn ein Kind „beim Spielen Kaiser“ ist — denn er ist Christ!

Und als Christ ist er in wirklicher Hoheit. Denn christlich-verstanden, in Gottes Reich ist es gerade wie „unter dem Himmel“: Dort sind alle in Hoheit, aber ohne daß der eine höher ist als der andere. Der Vogel ist in Hoheit ohne höher zu sein als jemand; aber der vornehme Christ ist, obgleich in irdischer Hoheit über andere erhöht, (nur so) in Hoheit ohne höher zu sein als irgend jemand. Darum ist er ohne die Sorge der Hoheit; denn, wie gesagt, in dieser Weise kann man es sein! Und wenn man auf diese Weise in Hoheit ist, so ist man entweder ein Vogel; oder, wenn man ein Mensch ist, und dennoch wie der Vogel, so ist man Christ — einerlei, ob man dann zuerst weltlich-hoch oder weltlich-niedrig ist.

Der vornehme Heide aber, er hat diese Sorge!

Der vornehme Heide ist in der Welt ohne Gott; kennt der vornehme Christ nicht seine irdische Hoheit, so weiß der Heide nicht, was die wahre Hoheit ist! Er kennt keine andere Hoheit als diese irdische — und in Wahrheit zu erfahren, was sie ist, ist (für ihn) unmöglich, da sie in sich selbst Unwahrheit, Dunst, Einbildung ist. Daraus ergiebt sich keine andere Wahrheits-erkenntnis, als die, daß sie, die irdische Hoheit, ist, was sie ist. Er weiß Bescheid, ja von Grund aus Bescheid, über „hoch, höher, allerhöchst, aller-allerhöchst“; aber er weiß nicht, daß allem dem das Nichts zu Grunde liegt, so daß alles, was er weiß — nichts ist. In diesem Nichts hat er nun seinen Standpunkt, wo das liegt, bestimmt er mit Hülfe von Bestimmungen innerhalb des Nichts. Man spricht von einem „Totenritt“ im Traume — der Schlafende stöhnt und pustet, aber er kommt

Digitized by Google

nicht von der Stelle. So iſt es mit dem vornehmen Heiden. Jetzt ſteigt er in die Höhe, jetzt ſinkt er, er jubelt, er ſeufzt, er puſtet, er ſtöhnt, aber er kommt nicht von der Stelle. Jetzt iſt es ein anderer, der höher ſteigt als er, jetzt ſtürzt einer von der Höhe herunter — aber nichts, gar nichts, nicht einmal dies letztere, kann ihn aus dem Schlafe wecken, ihn aus der Einbildung reißen und ſein Auge dem öffnen, daß das Ganze — nichts iſt! Aber ſollte das denn auch nichts ſein? Bedarf es eines beſſeren Beweiſes dafür, daß es nicht nichts ſei, als nur eines Blickes auf ihn, wie er kämpft und ſtreitet und ſtrebt und trachtet? Er gönnt ſich nie einen Augenblick Ruhe, wie viele er auch durch Beſtechung in ſeinem Dienſte hat, wie viele er auch damit zuſammen hält, daß ſie ihm behülflich ſein möchten, das Erſehnte zu ergreifen! Sollte es dennoch nichts ſein, ſollte „das Nichts“ einen ſo in Bewegung ſetzen können?! So müßte auch jener „vielgeſchäftige“ Mann Unrecht haben, wenn er den Schluß zieht, daß er viele Geſchäfte habe, weil er vier Schreiber hält, und ſelbſt weder zum Eſſen noch zum Trinken Zeit findet!

So lebt der vornehme Heide in der Hoheit. Daß es viele außer ihm in Hoheit giebt, weiß er wohl; wovon er aber nicht weiß, daß es unter ihm iſt, iſt deshalb, weil er es nicht weiß, dennoch unter ihm: der Abgrund! Wenn man nämlich, wie geſagt, in Hoheit höher iſt als andere, oder andere unter ſich hat, ſo hat man auch den Abgrund unter ſich; denn nur in dieſer Weiſe kann man in irdiſcher Hoheit ſein. Und der vornehme Heide, der nichts anderes weiß und an nichts anderes denkt, als an ſeine irdiſche Hoheit, hat alſo das Wiſſen um die wahre Hoheit nicht, das ihn in Unwiſſenheit erhalten könnte um die irdiſche Hoheit. Nein, er hat den Abgrund unter ſich; und aus dem ſteigen die Sorgen auf, oder er verſinkt in die Sorge.

Und welches iſt denn dieſe Sorge? Ein Trachten darnach, mehr und mehr zu werden — bis zum Nichts, — denn das

Digitized by Google

Ganze ist ja ein Nichts! Ein Trachten höher und höher in die Höhe zu steigen, das heißt tiefer und tiefer in die Sorge des Abgrundes zu versinken — denn was ist die Sorge um weltliche Hoheit anderes, als des Abgrundes Sorge? Und worin besteht denn diese Sorge? Diese Sorge ist die, daß nur niemand mit List, mit Macht, mit Lüge oder mit Wahrheit, seine Einbildung von ihm nehme! Dagegen sichert er sich auf jede Weise; denn überall sieht er Gefahr, überall Nachstellung, überall Mißgunst, überall Gespenster. Das ist ja auch selbstverständlich, denn in der dunkelsten Nacht giebt es für einen Ängstlichen nicht so vielerlei, was die Phantasie schrecken kann, als es in einer Einbildung Entsetzendes giebt.

So verschlingt zuletzt die Sorge ihre Leute. Wie markloses, faules Holz im Dunkeln leuchtet, wie das Irrlicht im Nebel gaukelt, so existiert er für andere in diesem seinem Schimmer irdischer Hoheit. Aber sein Selbst existiert nicht, sein innerstes Wesen ist verzehrt und entnervt im Dienste des Nichts! Ein Knecht der Eitelkeit, seiner selbst nicht mächtig, in der Gewalt der schwindelerregenden Weltlichkeit, gottverlassen, hört er auf, ein wahrer Mensch zu sein! In seinem Innern ist er wie tot, aber seine Hoheit geht gespensterhaft unter uns umher — sie lebt. Es ist nicht ein „Mensch", mit dem du redest, wenn du mit ihm sprichst; in seinem Trachten nach Hoheit ist er selbst dies Erstrebte geworden, als Mensch betrachtet aber — eine Titulatur! Innen drin ist lauter Leere und Tand, ja da ist — nichts; aber der Schein ist da, der eitle Schein, der die Auszeichnungen der weltlichen Hoheit trägt, dem die Vorübergehenden Ehrerbietung erweisen — während er all diese Hoheit ohngefähr so trägt, wie die Kissen bei der Beerdigung seine Ordenssterne tragen. Es kann fürchterlich sein zu sehen, wie ein Mensch als solcher beinahe unkenntlich wird in Niedrigkeit und Elend, das Elend so zu sehen, daß man kaum noch den Menschen von ihm unterscheiden kann. Aber menschliche Hoheit sehen und dabei

Digitized by Google

gewahr werden, daß es kein Menſch mehr iſt, das iſt entſetzlich! Es kann fürchterlich ſein, einen Menſchen wie einen Schatten ſeiner vormaligen Hoheit umher gehen zu ſehen; aber weltliche Hoheit zu ſehen und in derſelben kaum den Schatten von einem Menſchen, das iſt entſetzlich! Ihn kann der Tod nicht erſt zu Nichts machen, er braucht nicht mehr begraben zu werden; während er noch lebt, kann man ſchon von ihm ſagen, wie man es ſonſt am Grabe ſagt: Sehet hier irdiſche Hoheit!

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, er war mit im Evangelium und ſoll nun mit in der Rede ſein! Der Vogel iſt in der Höhe ohne die Sorge der Hoheit. Der vornehme Chriſt iſt in irdiſcher Hoheit über andere erhöht, in Hoheit doch ohne die Sorge der Hoheit. Der vornehme Heide gehört mitſamt der Sorge dem Abgrunde an, er iſt eigentlich überhaupt nicht in Hoheit, ſondern im Abgrunde. Der Vogel iſt alſo in der Höhe, der vornehme Chriſt iſt in der Hoheit, der vornehme Heide im Abgrunde. Des Vogels Höhe iſt ein Sinnbild von des Chriſten Hoheit, der wiederum ein Gegenbild zu des Vogels Höhe iſt. Sie entſprechen, mit dem Unterſchiede der Unendlichkeit, einander im Verſtändnis: Du verſtehſt des Vogels Höhe daran, wie du die Hoheit des Chriſten verſtehſt! Des Heiden Hoheit iſt nirgends daheim, weder unter dem Himmel noch im Himmel. Des Vogels Hoheit iſt der Schatten, die des Chriſten die Wirklichkeit, die des Heiden — das Nichts. Der Vogel hat in ſich Luft, darum hält er ſich in der Höhe. Der vornehme Heide hat Leere in ſich, darum iſt ſeine Hoheit Einbildung. Der vornehme Chriſt hat Glauben in ſich, darum ſchwebt er über dem Abgrunde irdiſcher Hoheit in der Hoheit. Der Chriſt vergißt in ſeiner Hoheit nie den Vogel, er iſt für ihn mehr als was ein Seezeichen für den Seemann iſt. Er iſt für ihn der Lehrmeiſter und doch wieder nur derjenige, den der Schüler weit hinter ſich läßt, wenn er ihm zuruft: „Denke an mich in deiner Höhe!“ Der vornehme Heide ſah nie den Vogel! Der Vogel iſt in der

Digitized by Google

Höhe und doch eigentlich erſt unterwegs nach der Hoheit; könnte er dies verſtehen, ſo müßte er ſinken! Der Chriſt verſteht das, und durch dieſes Verſtehen gerade erreicht er die Hoheit! Doch giebt es nach der Lehre des Chriſtentums nur eine Hoheit: die, Chriſt zu ſein — und nur einen Abgrund: das Heidentum. Denn dieſen erreichte niemals ein Vogel, und nie flog er über denſelben. Über dieſen Abgrund kann kein Vogel fliegen, er müßte unterwegs umkommen; dieſe Höhe kann kein Vogel erreichen, er iſt nur unterwegs dahin. So iſt der Vogel glücklich in ſeiner Höhe, unwiſſend über den Abgrund, aber auch unwiſſend über die Seligkeit. Der Chriſt iſt ſelig-bewußt in ſeiner Hoheit. Der vornehme Heide iſt unſelig-heillos verloren im Abgrunde!

Digitized by Google

IV.

Die Sorge der Vermeſſenheit.

Niemand kann ſeiner Länge eine Elle zuſetzen — nach ſolchem allen trachten die Heiden!

Dieſe Sorge hat die Lilie und der Vogel nicht, denn weder die Lilie noch der Vogel iſt vermeſſen. Mit der Vermeſſenheit iſt es nämlich nicht ſo, wie es mit Armut und Ueberfluß, Niedrigkeit und Hoheit war. Dort beſtand, um bloß dies Eine zu nennen, die Preisgabe*) (das Verzweifelte) darin, in Armut zu ſein, die Aufgabe dagegen darin, in Armut zu ſein ohne die Sorge der Armut. Hier aber iſt es nicht alſo, als ob dies die Preisgabe (das Verzweifelte) wäre, daß man nun einmal vermeſſen ſei, und die Aufgabe — vermeſſen zu ſein ohne die Sorge der Vermeſſenheit! Nein, hier giebt es nichts Preisgegebenes, und die Aufgabe iſt, nicht vermeſſen zu ſein; die einzige Möglichkeit iſt, ohne die Sorge der Vermeſſenheit zu ſein. Armut und Überfluß, Niedrigkeit und Hoheit iſt nämlich das an ſich Gleichgültige, das Unſchuldige, das, was man ſich nicht ſelbſt gegeben hat oder wozu man ſich nicht gemacht hat, das, was chriſtlich-verſtanden weder davon- noch dazu-thut. Darum fängt dort die Rede zuerſt mit der Sorge an; ſie wendet ſich nicht gegen die Armut oder gegen den Überfluß, die Niedrigkeit oder die Hoheit,

---

*) Ein Wortſpiel im Däniſchen, das ſich deutſch nicht beſſer geben läßt.

Digitized by Google

sondern gegen die Sorge. Etwas anders ist es mit der Vermessenheit, in derselben befindet sich keiner unverschuldet; und darum wendet sich die Rede geradezu gegen sie und nicht gegen die Sorge um sie. Ja, wenn dies Unmögliche möglich wäre, nämlich die Sorge um sie wegzunehmen ohne die Vermessenheit selbst wegzunehmen, so würde die Rede dies keineswegs wollen; hier soll die Sorge gerade als Fluch über dem Vermessenen sein!

Aber die Lilie und der Vogel haben diese Sorge nicht! Ob eine einzelne Lilie, schlank im Wuchs, beinahe zu menschlicher Höhe emporschießt — sie trachtet nicht darnach, weder eine Elle noch einen Zoll zu ihrem Wuchs hinzuzufügen, sie trachtet nicht nach dem mindesten „Mehr". Es liegt auch nichts Vermessenes in dieser ihrer Höhe im Vergleich zu den anderen Lilien, die nicht darnach trachten — dies würde ja eben das Vermessene sein. Daß der Goldspatz allen den Staat anhat, während der Grauspatz ärmlich gekleidet ist, darin liegt nichts Vermessenes von seiten des Goldspatzes; und der Grauspatz trachtet nicht nach ihm — dies würde ja eben das Vermessene sein. Und wenn der Vogel sich von der schwindelnden Höhe herunterstürzt, darin ist nichts Vermessenes, er versucht damit auch nicht Gott — Gott ist's ja doch selbst, der ihn sicherer trägt, als wenn alle Engel ihn trügen, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stoße! Ob der Vogel auch noch so deutlich, noch so scharf sieht, daß er das Gras wachsen sehen könnte, darin liegt nichts Vermessenes. Er drängt sich mit seinem scharfen Gesicht nicht in das Verbotene ein, auch dann nicht, wenn er im nächtlichen Dunkel deutlich und klar sieht; denn dies geschieht nicht durch unerlaubte Mittel. Und ist der Vogel auch unwissend über Gott, darin liegt noch keine Vermessenheit; denn er ist unschuldig-unwissend, nicht geistlos-unwissend!

Also machen sich weder die Lilie noch der Vogel irgend welcher Vermessenheit schuldig, und sind selbstverständlich auch ohne die Sorge der Vermessenheit. Woher kommt das nun? Das

Digitized by Google

kommt daher, daß der Vogel und die Lilie stets wollen wie Gott will und stets thun was Gott will. Weil der Vogel beständig will wie Gott will, und stets thut was Gott will, genießt er auch ohne Sorge seine ganze Freiheit. Und wenn ihm dann, gerade wenn er am besten in der Luft fliegt, der Einfall kommt, daß er Lust haben möchte, sich nieder zu setzen, so setzt er sich einfach auf einen Zweig nieder und dann — ja das ist sonderbar — dann war es gerade das, was Gott wollte, daß er es thun solle. Und wenn er dann eines Morgens beim Aufwachen bei sich beschließt: „Heute mußt du reisen," dann reist er die vielen, vielen hundert Meilen, und dann — ja das ist sonderbar — dann war das gerade das, was Gott von ihm gethan haben wollte! Ob der Storch auch noch so oft den langen Weg hin und zurück reist, er thut dies nie anders als wie er es gerade dies Mal thut. Er weiß keinen andern Weg, als gerade den, auf welchem er dies Mal reist, er macht sich kein Zeichen auf dem Wege, keine Notiz über die Zeit, um des nächsten Males willen; er überlegt nichts vorher und nichts nachher. Sondern wenn er nun eines Morgens aufwacht, so reist er am nämlichen Morgen — und dann war dies gerade das, was Gott von ihm gethan haben wollte. Ein Mensch braucht lange Überlegung und Vorbereitung zu einer Reise, und doch hat vielleicht selten einer eine Reise angetreten mit solcher Sicherheit und Gewißheit, daß diese Reise nach Gottes Willen sei, wie der Vogel, wenn er reist! Glück auf denn! du flüchtiger Reisender, wenn du es überhaupt nötig hast, daß man dir dies wünsche! Man hat dich beneidet, man hat dir deine leichte Beförderung durch die Lüfte mißgönnt — sollte ich dich beneiden, so wollte ich dich um die Sicherheit beneiden, mit welcher du immer gerade das thust, was Gottes Wille mit dir ist! Allerdings, du hast hinsichtlich des Auskommens nur von der Hand in den Mund zu leben, aber so hast du es auch kürzer und näher vom Gedanken zur Ausführung, vom Beschluß zur Entscheidung! Daher stammt

Digitized by Google

wohl deine unerklärliche Sicherheit; du biſt glücklich verhindert, vermeſſen zu ſein. —

Weil die Lilie ſtets will, wie Gott will und ſtets thut, was Gott will, darum genießt ſie auch ſo ſorglos ihr glückliches Daſein: herrlich zu ſein ohne das Wiſſen darum, das die Herrlichkeit entſtellt. Und wenn es der Lilie nun ſcheint, daß ſie lange genug dageſtanden und doch nur wie ein Scherz ausgeſehen hat, ſo wirft ſie eines Tags alle Hüllen von ſich, und ſteht dann in ihrer ganzen Herrlichkeit da; und dann — ja das iſt ſonderbar — dann war es gerade das, was Gott von ihr gethan haben wollte! Es fällt der Lilie nie ein, ihren Staat zu einer anderen Zeit oder an einem anderen Tage an haben zu wollen, als gerade dann, wenn Gott es will. — Und weil es mit der Lilie und dem Vogel ſo iſt, iſt es auch, als müßte Gott ſagen, wenn er von ihnen reden wollte: „Die Lilie und der Vogel ſind doch die Kinder, von denen ich am meiſten Freude habe, und die am leichteſten zu erziehen ſind! Sie haben ſo recht eine gute Natur und begehen nie eine Unart, ſie wollen ſtets nur was ich will, und thun ſtets nur was ich will, an ihnen habe ich eitel Freude!“ Und er braucht nicht hinzuzufügen, wie Eltern es ſonſt thun: „Laß das zur guten Stunde geſagt ſein.“*)

Aber wie ſind nun der Vogel und die Lilie Lehrmeiſter? Das iſt doch wohl leicht zu ſehen! Daß weder der Vogel noch die Lilie ſich die geringſte Vermeſſenheit erlauben, iſt gewiß: So ſei du wie die Lilie und der Vogel! Denn der Vogel und die Lilie ſind im Verhältnis zu Gott wie das Kind im zarten Alter, wo es noch ſo gut wie eins iſt mit der Mutter. Wenn aber das Kind größer geworden iſt, ob es auch im elterlichen Hauſe bleibt, den Eltern noch ſo nah, niemals ihnen aus den Augen kommt, ſo iſt doch ein unendlicher Abſtand zwiſchen ihm

*) Sprichwörtlich, etwa gleich „Unberufen geſagt“ = Wenn's nur immer ſo bliebe!

Digitized by Google

und den Eltern und in dieſem Abſtand liegt die Möglichkeit, vermeſſen zu werden. Ob die Mutter auch dies Kind an ſich zieht, ob ſie es in ihre Arme ſchließt, um es in ihrer Nähe vor jeder Gefahr ganz zu ſichern, es iſt doch in der Möglichkeit, ſich vermeſſen zu können, unendlich fern von ihr. Das iſt ein ungeheurer Abſtand, eine ungeheure Ferne! Denn, nicht wahr, auch derjenige lebt ja in der Ferne, der wohl auf ſeiner gewohnten Stätte lebt, aber fern von ſeinem einzigen Wunſch. Und ſo iſt auch das Kind, obgleich daheim bei den Eltern, doch in der Ferne durch dieſe Möglichkeit, vermeſſen werden zu können. So iſt auch der Menſch in der Möglichkeit, vermeſſen werden zu können, unendlich fern von Gott, „in welchem er doch lebt und ſich regt und iſt“. Kommt er aber von jener Ferne zurück und in jener Ferne Gott je ſo nahe, wie der Vogel und die Lilie es ſind dadurch, daß ſie ſtets nur das wollen und das thun, was Gott will — ſo iſt er ein „Chriſt“ geworden!

Der Chriſt alſo hat dieſe Sorge nicht! Doch was iſt Vermeſſenheit; denn davon reden wir ja, davon, nicht vermeſſen zu ſein. Was Vermeſſenheit iſt, das heißt, welches ihre einzelnen Äußerungen ſind, werden wir am beſten kennen lernen, wenn wir über Heiden reden, die ja dieſe Sorge haben. Aber vorläufig müſſen wir wiſſen, was Vermeſſenheit ſelbſt iſt, um zu ſehen, daß der Chriſt nicht vermeſſen iſt, oder daß er eben dadurch, daß er nie vermeſſen iſt, auch nicht im geringſten vermeſſen iſt — ein Chriſt iſt! Vermeſſenheit geht weſentlich eines Menſchen Verhältnis zu Gott an; und darum iſt es gleichgültig, ob ein Menſch in geringem oder in großem vermeſſen iſt, denn ſelbſt die geringſte Vermeſſenheit iſt groß, iſt gegen Gott gerichtet. Vermeſſenheit iſt weſentlich gegen Gott gerichtet; es iſt nur ein darnach gebildeter, ein abgeleiteter aber richtiger Sprachgebrauch, davon zu reden, daß ein Kind ſeinen Eltern gegenüber vermeſſen iſt, ein Unterthan dem König, ein Schüler

Digitized by Google

dem Lehrer gegenüber. Zwischen Gott und dem Menschen ist der Unendlichkeit ewig-wesentlicher Unterschied; und wenn diesem Unterschiede auf irgend eine Weise auch nur im geringsten zu nahe getreten wird, so haben wir die Vermessenheit. Vermessenheit ist also entweder auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gottes Hülfe haben wollen; oder auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gottes Hülfe entbehren wollen.

Daher ist es zu allererst Vermessenheit, geistlos darüber unwissend zu sein, wie sehr der Mensch in jedem Augenblick Gottes Hülfe bedarf und daß er ohne Gott nichts ist. So leben vielleicht viele in Weltlichkeit und Sinnlichkeit verloren. Sie meinen das Leben und sich selbst zu verstehen, doch haben sie Gott dabei ganz aus dem Spiel gelassen. Aber sie sind sicher genug, sie sind ganz „wie die anderen" — sie sind, wenn man so sagen darf, falsche Nachdrucke; denn jeder Mensch ist ursprünglich eine Originalausgabe aus Gottes Hand! Wollte man sie nun beschuldigen, daß sie gegen Gott vermessen wären, so würden sie wohl antworten: „Das ist uns wahrlich nie eingefallen!" Aber darin besteht die Vermessenheit, daß es ihnen nie eingefallen ist — an Gott zu denken! Oder, wenn sie einst in ihrer Jugend dazu angehalten worden sind, an ihren Schöpfer zu denken, so ist das eben Vermessenheit, daß sie ihn später ganz vergessen haben — schlimmer als das Tier, denn das Tier hat nichts vergessen!

Der Christ aber weiß, daß nach Gott zu verlangen des Menschen Vollkommenheit ist. So ist denn der Christ ein für allemal auf Gott aufmerksam, und von der Vermessenheit erlöst, die die gottlose Unaufmerksamkeit genannt werden könnte. Der Christ war nicht bloß ein einzelnes Mal in seinem Leben auf Gott aufmerksam, bei großen Begebenheiten etwa oder dergleichen; nein, in täglicher Beständigkeit und Wachsamkeit ist er darauf aufmerksam, daß er Gott nicht entbehren kann. So ist der Christ wach und wachsam, was weder der unschuldig-un-

Digitized by Google

wiſſende Vogel iſt, noch der geiſtlos-unwiſſende Menſch; er iſt wach, erwacht zu Gott!

Der Chriſt wacht und giebt unabläſſig acht auf Gottes Willen. Es verlangt ihn, nur an Gottes Gnade Genüge zu finden, er will nicht ſich ſelber helfen, ſondern er betet um Gottes Gnade. Er verlangt auch nicht, daß Gott ihm auf andere Weiſe helfe, als wie Gott es will, er betet nur darum, daß er ſich an der Gnade genügen laſſen möge. Der Chriſt hat gar keinen Eigenwillen, er ergiebt ſich auf Gnade und Ungnade. Aber auch in der Art ſeines Verhaltens zu Gottes Gnade hat er wiederum keinen Eigenwillen, er läßt ſich an Gottes Gnade genügen. Er nimmt alles aus Gnaden — auch die Gnade; er verſteht, daß er Gottes Gnade nicht entbehren kann, auch nicht beim Bitten um ſeine Gnade! So geſchwächt iſt der Chriſt in ſeinem Eigenwillen, daß er im Verhältnis zu Gottes Gnade ſchwächer iſt als der Vogel ſchwach iſt im Verhältnis zum Triebe, der ihn ganz beherrſcht, ſchwächer als der Vogel ſtark iſt im Verhältnis zum Triebe, der ſeine Stärke iſt.

Aber dann iſt der Chriſt im Grunde doch noch weiter von der wirklichen Vermeſſenheit gegen Gott entfernt, als der Vogel? Ja, das iſt er auch, obgleich er der Möglichkeit, ſich gegen Gott vermeſſen zu können, unendlich näher war, als der Vogel. Doch darum muß auch der Chriſt dies langſam lernen, was der Vogel nicht braucht, dem es leicht genug wird, ſtets nur das zu wollen, was Gott will. Der Chriſt muß lernen, ſich an Gottes Gnade genügen laſſen, wozu es mitunter eines Satansengels bedarf, der ihn auf den Mund ſchlägt, auf daß er ſich nicht überhebe. Denn zuerſt muß er lernen, ſich an Gottes Gnade genügen zu laſſen; wenn er aber nun damit im Zuge iſt, kommt noch die letzte Schwierigkeit. Das, was auf den erſten Blick ſo demütigend und armſelig ausſieht, nämlich, ſich an Gottes Gnade genügen zu laſſen, iſt ja doch das Höchſte und Seligſte — oder giebt es ein höheres Gut als Gottes Gnade?

Digitized by Google

Darum muß er lernen, sich nicht dessen zu überheben, nicht dadurch vermessen zu werden, daß er sich an Gottes Gnade genügen läßt!

So ist denn der Christ, von Grund aus dazu herangebildet, der Vermessenheit viel ferner als der Vogel — wie wäre es denn auch möglich, vermessen sein zu wollen dem gegenüber, dessen Wille Gnade ist! Aber nur der Christ weiß, daß Gottes Wille Gnade ist, der Vogel weiß höchstens, daß sein Wille — sein Wille ist. Der Christ ist der Vermessenheit viel ferner — und so gerade Gott viel näher als der Vogel. Daß es einen Gott im Himmel giebt, ohne dessen Willen kein Sperling zur Erde fällt, das geht auch den Sperling an; aber daß es einen gnädigen Gott im Himmel giebt, das geht nur den Christen an. Der Vogel hält sich nahe zu Gott, indem er will wie Gott will; der Christ hält sich noch näher zu ihm, indem er sich an dessen Gnade hält. Gleichwie das ältere, aber dabei gehorsame Kind, das den Eltern gefallen will, in noch innerlicherem Sinne auch für die Liebe der Eltern existiert, als das kleine Kind, das noch mit der Mutter eins ist! Der Vogel ist in seinem dunklen Drange Gott so nahe als möglich, er kann ohne ihn gar nicht auskommen; der Christ bedarf noch mehr, er weiß, daß er ihn nicht entbehren kann. Der Vogel ist Gott so nah wie möglich, er kann ohne ihn gar nicht auskommen; der Christ ist ihm noch näher, er kann dessen Gnade nicht entbehren. Gott umschließt überall den Vogel und doch hält er sich gegen ihn zurück; dem Christen öffnet er sich, und seine Gnade umschließt überall den Christen, der in nichts gegen ihn vermessen wird, nichts anderes will als seine Gnade, und nie anders will als seine Gnade. So umschließt in seliger Nähe Gottes Gnade den Christen und hält jede, auch die leiseste, Äußerung von Vermessenheit fern. „Seine Gnade kommt (dem Christen) zuvor" (Ps. 59. 11.), damit er sich möge genügen lassen an Gottes Gnade; und sie „folgt ihm nach" (Ps. 23. 6.), damit er nicht vergeblich so gewollt

Digitized by Google

habe, und beglückt es niemals bereue, daß er ſich an der Gnade Gottes hat genügen laſſen.

Der Heide dagegen hat dieſe Sorge, denn Heidentum iſt recht eigentlich Vermeſſenheit und Aufruhr gegen Gott.

Zu allererſt nennen wir da die Vermeſſenheit der Geiſtloſigkeit, über Gott in Unwiſſenheit zu ſein, jene Vermeſſenheit, die eigentlich nur in der „Chriſtenheit" vorkommt. Wohl möglich, daß ein ſolcher „Heide", in Weltlichkeit und Sinnlichkeit verloren, gerade ſo ohne Sorge zu ſein meint, beſonders ohne die vielen unnützen Sorgen, die der Gottesfürchtige ſich macht. Das iſt aber nicht wahr! Es iſt wohl wahr, daß er ohne jene Sorgen iſt, die der Gottesfürchtige ſich macht, und von denen er für dieſes und das zukünftige Leben Nutzen hat. Das iſt aber nicht wahr, daß der Heide in ſeiner trägen Sicherheit ohne Sorge iſt. Er iſt im Gegenteil in der Gewalt der Angſt, ihm iſt angſt, zu leben — und angſt, zu ſterben. Jedesmal wenn die eine oder die andere Begebenheit oder die Erwartung einer ſolchen ihn aus ſeiner Tier-Verwandlung herausreißt, erwacht die Angſt, die in ſeinem tiefſten Innern wohnt, und wirft ihn in die Verzweiflung, in welcher er doch ſchon war*).

Das Vermeſſene iſt alſo geiſtloſe Unwiſſenheit über Gott. Auf einen ſolchen Heiden paßt das, was im Gleichnis von den Knechten im Weinberge erzählt wird, die ſich den Weinberg aneigneten und thaten, als ob es keinen Eigentümer gäbe. Und inſofern er im Chriſtentum unterwieſen iſt, paßt auch das auf ihn, was weiter erzählt wird, daß ſie ſagten: „Laßt uns den Sohn töten, ſo iſt der Weinberg unſer." Jedes Menſchen Leben iſt Gottes Eigentum, der Menſch — Gottes Leibeigener. Aber Gott kann man jetzt nicht töten, wohl aber, wie man ſagt, den

*) Im Sinne von Verzweifeltheit = verzweifelter Zuſtand, neben dem gewöhnlichen Sinn = verzweifeltes Gefühl.

Digitized by Google

Gedanken an ihn totschlagen. Und der geistlos-Unwissende ist einmal wissend gewesen, er hat sich also, wie man es auch mit besonderem Nachdruck sagt, von diesem Gedanken getrennt, ihn in sich getötet. Wenn man denn den Gedanken an Gott totgemacht hat, jedes Gefühl und jede Stimmung davon erstickt hat, die wie ein Bote an ihn erinnern wollen, so lebt man dahin, als wäre man sein eigener Herr, seines Glückes Schmied, als müsse man selbst für alles sorgen, aber als komme einem auch alles zu; d. h. man betrügt Gott um das, was ihm zukommt. Ist das nicht auch „eine Elle seiner Länge zusetzen" wollen, wenn der Eigentumsherr oder doch der Gedanke an ihn getötet wird, und einer selbst Besitzer, Herr wird — statt Leibeigener? In geistloser Unwissenheit über Gott und in eitelem Wissen über die Welt sinkt der Heide so unter das Tier. Gott zu töten ist der entsetzlichste Selbstmord, Gott ganz zu vergessen ist eines Menschen tiefster Fall; so tief kann kein Tier fallen!

Eine andere Form der Vermessenheit ist die, auf verbotene, aufrührerische, ungöttliche Weise Gott entbehren zu wollen. Dies ist der Unglaube. Unglaube ist nicht geistlose Unwissenheit, der Unglaube will Gott leugnen; so hat er also in einer Weise mit Gott zu thun.

Wohl sagt vielleicht ein solcher Heide, daß er ohne Sorge ist. Dem ist aber nicht also, wie es denn überhaupt unmöglich ist, vermessen zu sein und zugleich ohne die Sorge der Vermessenheit. Wie sehr er sich auch verhärtet, in seinem Innersten trägt er doch das Kennzeichen davon, daß Gott der Stärkere ist, das Merkmal, daß er Gott gegen sich haben wird. Erlahmt der Gottesfürchtige, nachdem er mit Gott gekämpft hat — wahrlich, der Gottlose ist in seinem tiefsten Innersten vernichtet. Und seine Sorge besteht gerade darin, seiner Länge eine Elle zuzusetzen. Denn das hieße allerdings, eine ungeheure Elle seiner Länge zusetzen wollen, wenn ein Mensch es Gott gegenüber vermöchte, Gott zu leugnen. Oder wenn es sich auch nur so verhalten

Digitized by Google

ſollte, daß es Gott wäre, der des Menſchen bedürfte, vielleicht gar ſo, wie dieſer Zeit Weisheit es verſtanden hat (wenn es verſtanden werden kann!), um ſich ſelbſt zu verſtehen! So gewiß es aber iſt, daß geraubtes Gut keinen Segen bringt, wie es keinen Gewinn verſchafft: ſo gewiß hat auch der Vermeſſene die Sorge, und hat ſie jeden Augenblick — daß Gott ihm alles nehmen wird! Und wird einem die Arbeit leicht, wenn man Gott als Helfer hat, ſo iſt es wahrlich die ſchwerſte Arbeit, die man ſich ſelbſt auflegen kann, die Arbeit: Gott entbehren zu wollen!

Darum iſt der Heide ganz eigentlich in der Macht der Angſt; weiß er es doch nicht einmal, in weſſen Macht er ſich befindet — iſt das nicht angſtvoll? Obgleich ungläubig, weiß er doch kaum, ob er in des Unglaubens oder in des Aberglaubens Gewalt iſt; und, wahrlich, ſelbſt für einen anderen iſt es ſehr ſchwer, das zu wiſſen! Verlaſſen von Gott, den er leugnen will, überführt von Gott, den er entbehren will, ohne Halt weder bei Gott noch bei ſich ſelbſt (denn ein Menſch kann keinen Halt an ſich ſelbſt haben, ohne daß Gott mithält!), in böſer Mächte Gewalt, ein Spielball für Unglaube und Aberglaube — ſo wird kein Vogel umhergeworfen, nicht einmal im ſchrecklichſten Unwetter!

Endlich iſt auch dies eine Form der Vermeſſenheit: Auf verbotene, aufrühreriſche, ungöttliche Weiſe Gottes Hülfe haben zu wollen. Das iſt Aberglaube!

So will der vermeſſene Heide unvernünftig ſeiner Länge eine Elle zuſetzen. Wie im Wahnſinn will er das Verſagte, in blindem Zutrauen will er das Tollkühne wagen, ſich von des Tempels Zinne zu ſtürzen — und was noch vermeſſener iſt, er will, daß Gott ihm dabei helfe! So will er, ſich dieſem unſeligen Spiel je mehr und mehr hingebend, mit unerlaubten Mitteln das Verbotene durchdringen, das Verborgene entdecken, das Zukünftige erſchauen. Er will vielleicht wie jener Simon, von dem die Schrift redet, widerſinnig für Geld den heiligen Geiſt

Digitized by Google

kaufen — oder mit Hülfe des heiligen Geistes sich Geld verschaffen! Er will vielleicht sich Gott aufdrängen, Gott seine Hülfe und seinen Beistand aufnötigen, will sich selbst dazu machen, wozu einen nur Gottes Berufung machen kann — er, der Unberufene! Denn der Ungläubige will in seiner Vermessenheit Gott entbehren, will sich nicht von Gott helfen lassen, und will vermessen dies Gott wissen lassen; aber der Abergläubige will, daß Gott ihm diene. Was ist denn das anders, selbst wenn der Abergläubige sagt, daß es Gottes Hülfe sei, die er haben wolle — wenn er sie willkürlich haben will — was ist das anders, als wollen, daß Gott ihm diene?

So ist es mit dem vermessenen Heiden! Er will nicht wie Gott will (gleich dem Vogel); noch weniger will er sich an Gottes Gnade genügen lassen (gleich dem Christen); „über ihm bleibt Gottes Zorn"! Hat der Vogel auch nicht Gottes Gnade, die nur der Christ hat, wahrlich, er hat auch nicht Gottes Zorn, den nur der Heide hat. Wie weit der Vogel auch fliege, er verliert doch nie sein Verhältnis zu Gott. Aber wie weit der Heide auch fortflieht, es ist doch vergeblich, Gottes Zorn zu entfliehen; wie weit er auch flieht, wenn er nicht zur Gnade hinflieht, so umschließt ihn dennoch Gottes Zorn überall. Auch wird Angst und Drangsal über jeden kommen, der Böses thut, vor allem aber über den Vermessenen. Denn wie die Gnade von Gott über jeden kommt, der als Christ ihm naht, also kommt Angst über den, der vermessen sich Gott entzieht, oder vermessen ihm naht.

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, der mit im Evangelium war und mit in der Rede sein soll! So wäre denn Freude auf Erden über die Lilie und den Vogel, die so wollen, wie Gott will, und das thun, was Gott will. Im Himmel ist Freude über den Christen, der sich an Gottes Gnade genügen läßt, aber Angst ist hier und dort über den Heiden, der

Digitized by Google

vermeſſen iſt! Um wie viel näher zu Gott der Chriſt iſt als der Vogel, um ſo viel weiter entfernt von Gott als der Vogel iſt der Heide. Der größte Abſtand, größer als vom fernſten Stern bis zur Erde, größer als menſchliche Kunſt ihn zu meſſen vermag, iſt der von Gottes Gnade zu Gottes Zorn, vom Chriſten zum Heiden, von der ſeligen Erlöſung durch die Gnade bis zum „ewigen Verderben vom Angeſichte des Herrn weg", vom Schauen Gottes bis zu der Lage, vom Abgrunde aus einzuſehen, daß man Gott verloren hat! Es wäre ein nichtsſagender Scherz, wollte man im Ernſt des Vogels Stellung brauchen, damit er dieſen Abſtand ausmalen helfe. Soweit er eins mit dem Vogel iſt, kann ihn der Chriſt als Kennzeichen brauchen. Aber heißt der Abſtand: Chriſt zu Heide, ſo beſtimmt der Vogel dabei nichts; denn hier iſt nicht die Rede von Armut und Überfluß, Niedrigkeit und Hoheit, ſondern — von Vermeſſenheit!

Digitized by Google

V.

Die Sorge der Unschlüssigkeit, des Wankelmuts, der Trostlosigkeit.

Keiner kann zweien Herren dienen — nach solchem allen trachten die Heiden.

Diese Sorge hat der Vogel nicht.

Sind die Engel Gottes Boten, die jedem seiner Winke gehorchen, braucht er die Winde wie seine Engel — der Vogel und die Lilie sind ebenso gehorsam, ob Gott sie auch nicht als Boten braucht, ob es auch ist, als könnte er sie zu nichts brauchen! Der Vogel und die Lilie haben keine Veranlassung dazu, sich selbst wichtig zu werden wegen des Gebrauches, der von ihnen gemacht wird, sie fühlen sich in Demut überflüssig. Doch sind sie deswegen Gott nicht weniger lieb, auch ist das nicht das geringste Glück, auf diese Weise überflüssig zu sein. Nicht selten scheint in dem vielgeschäftigen Leben der Menschen der ungewöhnlich-Begabte gerade überflüssig zu sein, weil er sich zu allem dem nicht eignet, was die Vielgeschäftigkeit ihm zuweisen, womit sie ihn beschäftigen, wozu sie ihn brauchen will — und doch dient seine Überflüssigkeit mehr zu des Schöpfers Ehre als alle Wichtigthuerei der Vielgeschäftigkeit! Maria erwies Christus mehr Ehre, indem sie zu seinen Füßen saß, als die Thätigkeit der geschäftigen Martha! Also ist die Lilie und der Vogel ein

Digitized by Google

„Überfluß" von Schönheit und Freude, die Gott an die Schöpfung verschwendet hat, aber gerade weil sie ein Überfluß sind, wird auch der vollkommenste Gehorsam von ihnen gefordert. Wohl ist alles, was da ist, aus Gnade; aber derjenige, welcher in dem Maße der Gnade alles schuldet, daß er versteht, er ist ein Überfluß, der muß um so gehorsamer sein! Wohl ist alles, was da ist, ein Nichts in des Allmächtigen Hand, der es aus nichts schuf; aber das, was, da es wurde, es doch nur dazu brachte, ein Überfluß zu werden, das muß am tiefsten verstehen, wie es ein Nichts ist! Wenn Eltern für ihre eigenen Kinder ein Fest veranstalten, fordern sie wohl den frohen Gehorsam oder die Freude, welche schon der Gehorsam ist. Wenn sie aber für arme Kinder ein Fest veranstalten und alles dazu geben, ganz so als ob es für ihre eigenen Kinder wäre, so verlangen sie noch entschiedener und bestimmter die Freude, deren Geheimnis unbedingter Gehorsam ist.

Ganz so ist die Lilie und der Vogel allein „dem Herrn" dienstbar, ohne einen Gedanken an irgend einen andern Herrn, und ohne einen einzigen Gedanken, der nicht für ihn wäre. Sie sind gehorsamer in seiner Hand als das schmiegsamste Gewächs in des Gärtners Hand, gehorsamer jedem seiner Winke als die an den Taubenschlag gewöhnte Taube ihrem Herrn ist. Alles, was Vogel und Lilie heißt, gehört einem Herrn; aber jeder Vogel und jede Lilie dient nur diesem einen Herrn.

Darum ist der Vogel nie unschlüssig, obgleich es so aussehen könnte, wenn er hin und her fliegt. Es ist aber das Entgegengesetzte der Fall, ganz bestimmt, es geschieht vor lauter Freude: Es ist nicht der unsichere Flug der Unschlüssigkeit, es ist der leichte Schwung des vollen Gehorsams! Wohl wird der Vogel seines Aufenthaltortes bald müde und fliegt weit weg; das ist aber nicht Wankelmut, es ist gerade das Entgegengesetzte, es ist der feste und bestimmte Entschluß zum vollkommenen Ge-

Digitized by Google

horsam, selten mag eines Menschen Entschluß so bestimmt sein und so fest stehen. Wohl sieht man auch zuweilen einen Vogel sitzen und den Schnabel hängen lassen, er kann Sorge und Trauer haben, es ist aber nicht Trostlosigkeit. Nie ist der gehorsame Vogel ohne Trost und wesentlich ist sein Leben Sorglosigkeit, gerade weil es nur einem Herrn dient — was wiederum dem Vogel und dem Menschen am besten dient, dazu dient, ihn vor trostlosen Sorgen zu bewahren!

Wie sind denn die Lilie und der Vogel für uns Lehrmeister? Ganz einfach! Der Vogel und die Lilie dienen nur einem Herrn und, was dasselbe ist, sie dienen ihm ganz. So sei denn du wie die Lilie und der Vogel, diene auch du nur einem Herrn, diene ihm von ganzem Herzen, mit ganzem Gemüt und mit deiner ganzen Kraft — so bist du auch ohne Sorgen. Vornehmer als der Vogel und die Lilie bist du verwandt mit jenem Herrn (die Lilie und der Vogel sind nur wie die armen Kinder), aber in Gehorsam dienst du doch demselben Herrn, wenn du wie die Lilie und der Vogel ihm ganz dienst.

Der Christ hat diese Sorge nicht!

„Keiner kann zweien Herren dienen," — oder, es giebt nur einen Herrn, dem man ganz dienen kann! Es ist nämlich nicht so mit der Wahl zwischen diesen zwei Herren, daß man, wenn man bloß den einen von zweien wählt und dann diesem einen dient, einerlei welchem von ihnen, daß man auf diese Weise nur einem Herrn dient. Nein, es giebt nur einen, der so Herr ist, ja „der Herr" ist, daß man, wenn man ihm dient, einem Herrn dient. Das ist ja auch klar, daß, wenn es nur „einen Herrn giebt", man nicht einem Herrn dient, wenn man nicht ihm dient. Daher ist es nicht wahr, daß derjenige, der es erwählte, dem Mammon ganz zu dienen, nur einem Herrn dient; denn gegen seinen Willen ist er doch in des andern Herrn, in „des Herrn", Dienst. Erwählt ein Mensch einen andern Herrn

Digitized by Google

als Gott, so muß er Gott hassen; „denn er muß entweder den einen lieben und den andern hassen", das heißt, wenn er den einen liebt, so haßt er den anderen. Aber wie sehr er auch Gott hasse, darum entgeht er doch nicht seinem Dienst — und dient dabei doch nicht dem einen Herrn! Es steht mit dem Dienst-Verhältnis eines Menschen zu Gott nicht wie mit dem Verhältnis eines dienenden Menschen zu einem andern Menschen, der aus seinem Dienste so weit weglaufen mag, daß sein erster Herr ihn nicht greifen kann. Nein, derjenige Mensch, welcher es erwählte, ob es auch sein noch so verzweifelter fester Wille wäre — einem „anderen" Herrn zu dienen als „dem Herrn", der bleibt doch in zweier Herren Dienst. Und dieser Selbstwiderspruch gerade ist seine Strafe: das Unmögliche zu wollen, denn es ist unmöglich, zweien Herren zu dienen! Aber es ist auch nur da möglich, einem Herrn zu dienen, wo man es erwählt, ganz „dem Herrn" zu dienen. Es sieht beinahe verführerisch aus, es ist, als wollte das Evangelium die menschliche Willkür (Wahlfreiheit) entfesseln, indem es sagt: Einen von den zwei mußt du wählen! O, aber hier eben ist der schreckliche Ernst der Ewigkeit gegenwärtig, um uns zurückzuhalten; denn nur den einen kannst du so wählen, daß du dadurch, daß du ihn wählst, einem Herrn dienst. Darum ist es nicht wahr, daß derjenige, der es bei sich selbst sich vorgenommen hat, zu zweifeln, nur einem Herrn, dem Zweifel, dient. Denn „zweifeln" ist gerade, wie das Wort selbst darauf hinweist, mit sich selbst uneins, „entzweit", sein. Auch das ist nicht wahr, daß derjenige, welcher — wie abscheulich es auch ist, — ganz eins mit sich wurde, ein Bösewicht werden zu wollen, nur einem Herrn, dem Teufel dient. Denn so wenig Einigkeit in einer Räuberhöhle ist, so wenig Einigkeit ist auch in einem Herzen, das eine Räuberhöhle ist. Wie wäre es denn auch möglich, in Uneinigkeit „einem" Herrn zu dienen!

Der Christ dient nur einem Herrn, „dem Herrn", und er

Digitized by Google

dient ihm nicht nur, sondern er liebt ihn, er „liebt Gott seinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüte und von allen Kräften". Eben darum dient er ihm ganz; denn nur Liebe einigt ganz, einigt das Verschiedenartige in Liebe, und einigt hier den Menschen ganz mit Gott, der die Liebe ist. Liebe ist das festeste von allen Banden, denn sie macht den Liebenden eins mit dem Geliebten; fester kann kein Band binden, oder so fest kann kein Band binden. Und die Liebe, die Gott liebt, ist das Band der Vollkommenheit, das in vollkommenem Gehorsam den Menschen eins macht mit dem Gott, den er liebt. Und die Liebe, die Gott liebt, ist das „dienlichste", das nutzbringendste Band, denn indem es einen Menschen allein in Gottes „Dienst" festhält, erlöst es ihn vom Sorgen. Diese Liebe einigt einen Menschen, sie macht ihn ewig einig mit sich selbst und mit dem Herrn, der ein einiger Herr ist; und sie vereinigt den Menschen in Ähnlichkeit mit Gott. O seliger Dienst, so Gott allein zu dienen! Darum lautet es auch so feierlich, wenn wir es in einem Wort aussprechen; denn dieser Dienst ist ja „Gottes-Dienst", des Christen Leben ist lauter Gottesdienst. So hoch trieb es der Vogel nie, daß man dessen Leben einen Gottesdienst hätte nennen können, so vollkommen im Gehorsam ward der Vogel niemals, ob er auch noch so gehorsam war!

So ist denn der Christ noch gehorsamer als der Vogel? Ja, das ist er auch! Der Vogel hat keinen andern Willen als Gottes Willen, der Christ aber hat einen andern Willen, den er im Gehorsam gegen Gott stets opfert, um so gehorsamer ist er. Schweres, aber Gott wohlgefälliges und darum seliges Opfer! Man redet von sehr Verschiedenem, was der Mensch am meisten, am höchsten lieben kann: Sein Weib, sein Kind, seinen Vater, sein Vaterland, seine Kunst, seine Wissenschaft. Was aber jeder Mensch im Grunde am meisten liebt, mehr als sein einziges Kind, das Kind der Verheißung, mehr als seine

Digitized by Google

im Himmel und auf Erden einzige Geliebte, ist doch der eigene Wille. Darum sollst du an dein Kind nicht Hand legen — Gott ist nicht grausam —, deine Geliebte nicht verlassen — Gott ist nicht hartherzig! Es giebt etwas anderes, noch tieferes in dir, das zu deinem eigenen Heile dir genommen wird, und doch hältst du, zu deinem eigenen Schaden, nichts so fest und nichts hält so fest an dir (denn eher würde das Kind sich hineinfinden, geopfert zu werden, und das Mädchen, das Opfer zu werden) — als der eigene Wille. Sieh, der Vogel ist sogleich bei der Hand, um Gottes Willen zu gehorchen; aber erst von weitem her, in einem gewissen Sinne, kommt der Christ, der doch gehorsamer ist als der Vogel. Wessen Schnelligkeit ist denn auch größer, desjenigen, der an deiner Seite steht und im selben Augenblick sich bloß umzuwenden braucht; oder desjenigen, der aus der Ferne doch im selben Nu auf dem Platze ist? Der Vogel kommt, so schnell er kann, sobald Gott ihn ruft, Ehre ihm, es ist eine Freude, ihn anzusehen. Aber der Christ kommt unsäglich schneller, denn er kommt eben so schnell von dem her — seinen eigenen Willen aufzugeben!

Darum ist auch der Christ frei von Sorgen, niemals unschlüssig — er ist gläubig, niemals wankelmütig — er ist ewigentschlossen, niemals trostlos — er ist allezeit froh, allezeit dankerfüllt! Daß Gehorsam der Weg dahin ist, hat er gelernt und lernt er von dem, der „der Weg" ist, von ihm, der selber Gehorsam lernte und gehorsam war. Er war gehorsam in allem, gehorsam darin, alles aufzugeben (die Herrlichkeit, die er vor Grundlegung der Welt hatte), gehorsam, alles zu entbehren (auch das, woran er sein Haupt anlehnen konnte!), gehorsam, alles auf sich zu nehmen (der Menschheit Sünde), gehorsam, alles zu leiden (der Menschheit Schuld), gehorsam, sich allem im Leben zu unterwerfen, gehorsam im Tode.

So dient denn der Christ in vollkommenem Gehorsam nur einem Herrn. Wie der Vogel unaufhörlich zu des Schöpfers

Digitized by Google

Ehre singt, so ist des Christen Leben, oder er versteht es und gesteht es wenigstens, daß es so sein sollte, und schon dieses Verstehen, dieses Gestehen, ist eine Ehrenbezeugung. So lautet des Christen Leben wie ein Lobgesang zu Gottes Ehre, denn dieses Leben lauscht auf Gott in noch willigerer und seligerer Übereinstimmung als der Sphären Lobgesang. Dieses Leben ist der Lobgesang; denn Gott kann nur gelobt werden durch Gehorsam, am besten durch vollkommenen Gehorsam. Deshalb ist aber der Ton dieses Lobgesanges so hoch gestimmt und so tief gegriffen, weil der demütige und freudige Gehorsam nicht das preist, was ein Mensch versteht, sondern was er nicht versteht. Und deshalb ist das Instrument dieses Lobgesanges nicht die Kindertrompete des menschlichen Verstandes, sondern die himmlische Posaune des Glaubens. Der Christ preist nur eins, und das in Gehorsam: daß Gott alles thut, und daß alles, was Gott thut, lauter Gnade und Weisheit ist. Eigentlich ist es denn auch eine Art Naseweisheit, eine Aufsässigkeit, die der Christ sich nie erlauben würde, so ohne weiteres Gott dafür zu danken, daß es so geschieht, wie man es selbst verstehen zu können meint, daß es einem dienlich und erfreulich ist. Widerfährt solches dem Christen, so dankt er wohl, er, der allezeit dankt; aber er ist dann gerade gegen sich selbst mißtrauisch und zweifelhaft, er bittet Gott um Vergebung, sollte er zu heftig danken, zu heftig, weil das, was geschah, nach seinem kindischen Begriff ihm dienlich und erfreulich schien. Darin nämlich besteht der eigentliche Lobgesang, die Hymne, das „hohe Lied": mit freudigem und unbedingtem Gehorsam Gott loben, wenn man ihn nicht verstehen kann. Ihn zu preisen an jenem Tage, wo alles dir zuwider geht, wo es dir schwarz vor den Augen wird, wenn andere es dir vielleicht leicht beweisen könnten, daß es keinen Gott giebt — da, statt dich wichtig zu machen mit Beweisen, daß es einen Gott giebt, demütig zu beweisen, daß du glaubst, daß es einen Gott giebt und dies durch freudigen und unbedingten

Digitized by Google

Gehorsam beweisen — das ist der Lobgesang! Nicht ist der Lobgesang etwas Höheres als der Gehorsam, sondern der Gehorsam ist der einzige wahre Lobgesang; im Gehorsam ist der Lobgesang, und ist der Lobgesang Wahrheit, so ist er Gehorsam. In deinem Verhältnis zu einem Menschen kannst du, um dich seinem Willen zu fügen, etwas thun, was dir selbst wirklich zum Schaden gereicht, dich beraubt; wenn auch der Schade nie groß wird, da es dir selbst doch auch zum Segen gereicht, um eines anderen Willen ein Opfer zu bringen. Aber sollte das denn möglich sein, daß ich, durch Gehorsam in Gottes Willen mich selbst in irgend einer Weise schädigte — wo doch sein Wille mein einziger wahrer Gewinn ist! Wenn dem nun so ist, sollte da der Gehorsam nicht allezeit ein freudiger sein, sollte er sich noch einen einzigen Augenblick bedenken, freudig zu sein, da es doch einzig und allein mein Gewinn ist, der von mir verlangt wird!

Alle Geschöpfe loben Gott, indem sie seinem Wink gehorchen. Der Christ preist ihn mit einem noch vollkommeneren Gehorsam, mit freudigem Gehorsam auch dann, wenn er versteht, daß er Gott nicht versteht. Wo sollte denn da noch eine Thür offen gelassen sein, oder die Hinterthür unbewacht bleiben, durch welche die Unschlüssigkeit oder der Wankelmut oder gar die Trostlosigkeit sich in des Christen Seele hineinschleichen könnte? Nein, keine Festung ist so sicher wie die des Glaubens! Bei jeder anderen Festung — selbst wenn der Feind keine Thür offen fände, keinen Steg gebahnt oder die Möglichkeit, einen zu bahnen — wird er doch durch gänzliches Abschneiden aller Verbindungen mit der Außenwelt, aller Zufuhr, sie zuletzt aushungern und zur Übergabe zwingen. Aber je mehr du dem Glauben alle Zufuhr von der Außenwelt abschneidest (der Unschlüssigkeit, des Wankelmutes, der Trostlosigkeit Zufuhr — ja, es entspricht bei ihm nichts anderes der Zufuhr, die eine Festung von außen bedarf), desto sicherer ist die Festung, du irrst dich, wenn du meinst, daß

du sie angreifst, du befestigst sie nur. Es ist nur eine prunkende Unwahrheit, eine Festung eine kleine Welt für sich zu nennen. Aber die Glaubensfeste ist eine Welt für sich, und sie hat das Leben innerhalb ihrer Wälle; und wessen du am wenigsten bedarfst, ja, was dir am meisten schadet, ist alle Zufuhr von der Außenwelt. Schneide dem Glauben jede Verbindung mit der Außenwelt ab, hungere ihn aus — desto uneinnehmbarer wird er, desto reicher dessen Leben! Und beim Glauben in dieser Festung wohnt der Gehorsam.

Der Heide dagegen hat diese Sorge. Denn Heidentum ist eben Doppelheit, zwei Willen, Herrenlosigkeit oder, was dasselbe ist — Knechtschaft! Das Heidentum ist ein Reich, das mit sich selbst entzweit ist, ein Reich in lauter Aufruhr, wo der eine Tyrann den andern ablöst, wo aber doch keiner Herr ist. Das Heidentum — ein Gemüt in Aufruhr; mit des Teufels Hülfe wird des Augenblicks Teufel ausgetrieben, und es fahren sieben ärgere hinein! Das Heidentum ist, wie verschieden es sich auch äußert, im letzten Grunde Ungehorsam, der ohnmächtige, sich selbst widersprechende Versuch, zwei Herren dienen zu wollen! Dafür ist aber auch die Strafe: „Wehe dem Sünder, der auf zwei Wegen geht!“ In Einem gleichen alle Heiden einander, im Ungehorsam gegen „den Herrn“; und es giebt Eins, was kein Heide thut, er dient nicht einem Herrn. In allem andern versucht er sich vielleicht darin, einem Herrn dienen zu wollen, der doch nicht der Herr ist, ohne selbst Herr sein zu wollen, ja mehreren Herren dienen zu wollen — und je mehr er in dergleichen versucht wird, desto mehr wird dann sein letztes ärger als sein erstes war.

Zuerst ist der Heide unschlüssig. Solange er unschlüssig ist, sieht es aus, als sei noch nichts verschuldet, als hätte er noch die Möglichkeit, den einen Herrn zu wählen, als sei er ohne Sorge, und seine Unschlüssigkeit ernste Erwägung. Vielleicht meint er, daß, je länger der Mensch beim Erwägen verweilt,

Digitized by Google

desto ernster sein Entschluß werde. Vielleicht — wenn derselbe nicht ganz ausbleibt! Und man vergesse doch um alles nicht, daß es ein Etwas giebt, das keiner langen Überlegungen bedarf. So z. B. einer Geringfügigkeit gegenüber, da würde ein langes Uberlegen doch ein sehr bedenkliches Zeichen sein! Solcher Geringfügigkeiten giebt es viele im Leben. Aber es giebt auch noch etwas, dem gegenüber langes Überlegen zu bedürfen ein sehr bedenkliches Zeichen ist: Gott gegenüber oder der Frage — Gott zu erwählen. Das Unbedeutende steht in keinem Verhältnis zu langem Uberlegen und Bedenken. Hier aber ist das lange Überlegen so weit davon entfernt, Ernst zu sein, daß es im Gegenteil den Mangel an Ernst beweist, und sich dadurch als Unschlüssigkeit erweist. Denn es kann nicht heißen, daß ein Mensch, je länger er erwägt und überlegt, Gott desto näher kommt! Im Gegenteil, je länger das Überlegen wird, während die Wahl hinausgeschoben wird, desto mehr entfernt er sich von Gott. Gott zu erwählen ist allerdings die entscheidendste und höchste Wahl; aber wehe dem Menschen, der hierzu langer Überlegungen bedarf, und wehe über ihn, je länger er ihrer bedarf! Denn gerade des Glaubens ungeduldige Entschlossenheit, sein unendlicher Drang, der von nichts anderem hören will, ist nicht nur der Wahl am nächsten, sondern am besten auf die Wahl vorbereitet. Derjenige, der die Gottlosigkeit verschuldete, es ganz ruhig sich vorstellen zu wollen, ob er nun Gott oder einen andern Herrn wählen soll, wird gewiß unschlüssig und zwar in dem Grad, daß er vermutlich nimmer da herauskommt! Wunderbar, man redet sonst davon, daß eine arme Familie schlimm daran ist, und es schwer hat, aus der Armut herauszukommen. Aber demjenigen, welcher in Unschlüssigkeit reich an Überlegungen geworden ist, wird es doch noch weit schwerer, aus diesem Reichtum herauszukommen. Denn Gott ist nicht wie etwas, das man im Kramladen kauft, oder wie ein Besitztum, bei dem man, nachdem man klug und

Digitized by Google

vorſichtig lange Zeit geprüft und gemeſſen und berechnet hat, ſich davon überzeugt, daß es wert iſt, gekauft zu werden! Die gottloſe Ruhe eben, mit welcher der Unſchlüſſige ſein Verhältnis zu Gott anfangen will (er will ja mit dem Zweifel anfangen!), ſie gerade iſt die Auffäſſigkeit. Denn damit wird Gott vom Throne geſtürzt, und hört auf, „der Herr" zu ſein! Wenn man dies gethan hat, ſo hat man eigentlich ſchon einen andern Herrn gewählt, den Eigenwillen, und wird ſomit ein Knecht der Unſchlüſſigkeit!

Wenn nun die Unſchlüſſigkeit lange genug geherrſcht hat, kommt der Wankelmut (Luc. 12, 29.) zur Herrſchaft. Es ſah vielleicht eine Zeitlang aus, als berge die Unſchlüſſigkeit die Spannkraft der Wahl, dieſe Möglichkeit in ſich. Die iſt nun verzehrt, falls ſie überhaupt vorhanden war, des Heiden Seele iſt abgeſpannt, da wird offenbar, was die Unſchlüſſigkeit eigentlich in ſich birgt. In der Unſchlüſſigkeit iſt noch eine Macht, um die Gedanken niederzuhalten; die Unſchlüſſigkeit macht wenigſtens einen Verſuch, ſelbſt Herr im Hauſe zu ſein, ſie ſelbſt ſetzt die Gedanken zuſammen. Nun iſt aber die Herrenloſigkeit der Gedanken vollends zur Herrſchaft gekommen, oder des Augenblickes Einfall. Der Einfall herrſcht auch im Verhalten zur Frage über die Wahl Gottes. In einem augenblicklichen Einfall ſcheint es dann dem Heiden, daß es doch richtig wäre, Gott zu erwählen, dann aber wiederum etwas Anderes, etwas Drittes zu wählen. Aber dieſe Bewegungen, welche in ſich nichts bedeuten, erhalten auch hintennach keine Bedeutung, hinterlaſſen keinerlei Spur, außer der vermehrten Indolenz und Abgeſpanntheit. Wie bei der Trägheit des ſtehenden Waſſers eine Blaſe träg aufſteigt und leer zerplatzt, ſo treibt der Wankelmut Blaſen in lauter Einfällen ohne Ende.

Nachdem der Wankelmut lange genug geherrſcht und ſelbſtverſtändlich, wie alle ungöttlichen Herrſcher, das Blut ausgeſogen und entnervt hat, kommt die Troſtloſigkeit zur Herrſchaft. Dann

Digitized by Google

wünscht der Heide den Gedanken an Gott am liebsten ganz los zu werden. Er möchte nun in die Leere der Weltlichkeit versinken, um dort Vergessenheit zu suchen, Vergessenheit für den gefährlichsten, weil den erhebendsten, von allen Gedanken, den — an Gott erinnert zu werden, für Gott zu existieren. Was ist denn wohl gefährlicher für denjenigen, der sinken will, als alles, was erheben will! So meint er nun, seinen Schmerz verwunden, alle Einbildungen verscheucht, und sich zu trösten gelernt zu haben. O ja, wahrhaftig, gleich wie wenn der Tiefgesunkene, um sich zu „trösten" (entsetzliche Trostlosigkeit!) zu einem Menschen sagt, bei dessen Anblick er an etwas Höheres erinnert wird: Laß mich nur für das gelten, was ich bin! So geht das Licht des Geistes aus, ein einschläfernder Nebel hängt sich über seine Augen, er mag gar nichts mehr; und doch wünscht er nicht zu sterben, er lebt auf seine Weise. O entsetzliche Auflösung, ärger als die des Todes, lebendig zu vermodern, ohne Kraft, um auch nur über sich selbst und seinen Zustand zu verzweifeln. So geht des Geistes Licht aus, und der Trostlose wird unsinnig geschäftig in allerhand Dingen, wenn ihn nur nichts dabei an Gott erinnert. Er plagt sich von morgens bis abends, sammelt Geld, macht Pläne, macht Umsätze — ja, wenn du mit ihm sprichst, wirst du ihn nur vom „Ernst des Lebens" reden hören! O schauerlicher Ernst, dann wäre es beinah noch besser, den Verstand zu verlieren!

Was ist denn Trostlosigkeit? Nicht so sehr des Schmerzes wildester Schrei, nicht die Vermessenheit der Verzweiflung, so fürchterlich das auch ist, ist Trostlosigkeit. Sondern jene in ausgestorbener Stille getroffene Übereinkunft mit sich selbst, daß alles Höhere verloren ist, während man doch noch leben kann, wenn nur nichts einen daran erinnert, — das ist Trostlosigkeit. Auch nicht das, trostlos zu trauern, sondern das, zu trauern ganz aufgehört zu haben, ist Trostlosigkeit. Gott so verlieren zu können, daß man ganz und gar gleichgültig ge-

Digitized by Google

worden ist und doch auch das Leben nicht unerträglich findet, das ist Trostlosigkeit. Und das ist zugleich die entsetzlichste Art von Ungehorsam, entsetzlicher als jeder Trotz; nicht Gott zu hassen, nicht ihn zu verwünschen ist so entsetzlich als ihn so zu verlieren, oder, was dasselbe ist, so sich selbst zu verlieren. Eine Kleinigkeit so zu verlieren, daß man sie nicht aufheben mag, nun, das ist vielleicht in der Ordnung. Aber sein eigenes Selbst so zu verlieren (d. i. Gott zu verlieren!), daß man sich auch nicht bücken mag um es aufzuheben, oder so, daß es einem ganz entgeht, daß man es verloren hat — o entsetzliches Verderben! Es ist doch ein unendlicher Unterschied nicht nur zwischen dem, was man verliert, sondern auch zwischen dem, wie man verliert! Gott so zu verlieren, daß die Reue unmittelbar darnach in Zerknirschung nacheilt, um das Verlorene einzuholen; Gott so zu verlieren, daß man sich an ihm ärgert, sich gegen ihn auflehnt oder gegen ihn seufzt; Gott so zu verlieren, daß man darüber verzweifelt — aber Gott so zu verlieren, als wäre er nichts, und als bedeute das nichts!! — — —

Laßt uns nun zum Schluß an den Vogel denken, der mit im Evangelium war und mit in der Rede sein soll. Der Vogel gehorcht in der Weise Gott, daß es noch zweifelhaft ist, ob dies nicht eins ist mit dem Eigenwillen. Der Christ verleugnet sich in der Weise, daß dies eins ist mit dem Gehorsam gegen Gott. Der Heide ist in der Weise eigenwillig, daß es ewig offenbar wird, wie er Gott nicht gehorcht! Der Vogel hat keinen Eigenwillen aufzugeben; der Christ giebt den eigenen Willen auf; der Heide giebt Gott auf! Der Vogel hat Gott weder gefunden noch verloren; der Christ gewann Gott und hält ihn für sein alles; der Heide verlor Gott und hält ihn für nichts! Der Vogel dient nur einem Herrn, den er nicht kennt; der Christ dient nur einem Herrn, den er liebt; der

Digitized by Google

Heide dient dem Herrn, der Gottes Feind iſt! Der Vogel gehorcht ſogleich, ſobald Gott ruft; der Chriſt iſt noch gehorſamer; der Heide kann Gott nicht einmal anrufen, denn es iſt, als wäre niemand da, um angerufen zu werden. Des Vogels Gehorſam dient zur Ehre Gottes; des Chriſten Gehorſam noch vollkommener zur Ehre Gottes; des Heiden Ungehorſam ehrt nicht Gott, er dient zu nichts — als dazu, hinausgeworfen zu werden, wie das Salz, das ſeine Kraft verloren hat.

Digitized by Google

II

Stimmungen im Leidenskampfe.

---

3 ausgewählte

Christliche Reden.

Motto K's:

„Lauschen will ich einem Spruch
mit meinem Ohr, mein Rätselwort
hervorbringen unter Zitherspiel."

Ps. 49,4 (Grundtext).

Digitized by Google

I.

Das Freudige darin, daß man nur einmal leidet, aber ewig siegt.

Derjenige, der einen Zweck erreichen will, muß auch die Mittel dazu wollen. Aber, nicht wahr, damit wird angenommen oder eingeräumt, daß er auch weiß, was er will. Wenn das angenommen ist, so halten wir ihn bei „den Mitteln" fest, indem wir sagen, „dann mußt du auch die Mittel wollen". Manchmal ist es vielleicht notwendig, noch weiter zurück zu gehen, und zu sagen, „derjenige, der etwas will, muß zuvörderst wissen, was er will, das ist sich selbst verstehen hinsichtlich dessen, was er will". Für den Ungeduldigen, der sogleich seine Absicht erreichen will, scheint es sehr umständlich, noch an die Mittel denken zu müssen, die zu brauchen sind. „O, über diese tötende Langsamkeit, den Anfang so weit zurück zu legen: Derjenige, der etwas will, muß auch wissen, was er will, muß sich selbst verstehen hinsichtlich dessen, was er will!"

Ebenso nun im Verhältnis zu dem, was ja die Aufgabe der erbaulichen Rede ist, zu erbauen, oder richtiger im Verhältnis zu dem, erbaut zu werden! Es gäbe vielleicht einen, der nur oberflächlich erbaut werden wollte, und der, wenn er sich die Zeit dazu nehmen würde, zu verstehen, was er will, oder sich die Zeit dazu nehmen würde, daß man es ihm erklären könnte — sehr bedenklich werden würde und nun am liebsten davon befreit werden möchte, sich „erbauen" zu lassen! Mißverständnis

Digitized by Google

kommt öfters vor im Leben. Ein Mensch kann heftig, leidenschaftlich, ja hartnäckig etwas begehren, dessen nähere Beschaffenheit er gar nicht kennt, und dessen nähere Beschaffenheit vielleicht gerade das Entgegengesetzte von dem ist, was er erwartete! So ist es mit dem Erbaulichen, das wahrhaftig an und für sich ein Gut ist, und deshalb fordern darf, daß der Einzelne, der erbaut werden will, dabei sich selbst verstanden hat, damit er nicht leichtsinnig-, weltlich-, gedankenlos-wünschend das Erbauliche eitel nehme — und sich dann bedanke, wenn er erfährt, was es ist!

Was ist nämlich das Erbauliche? Die erste Antwort darauf, was das Erbauliche ist, lautet: Es ist das Entsetzende! Das Erbauliche ist nicht für den Gesunden, sondern für den Kranken, nicht für den Starken, sondern für den Schwachen. Für den vermeintlich-Gesunden und -Starken muß es sich deshalb zuerst als das Entsetzende erweisen! Der Kranke findet sich selbstverständlich da hinein, in der Behandlung des Arztes zu sein. Aber für einen Gesunden wäre es doch entsetzlich zu entdecken, daß er einem Arzt in die Hände geraten sei, der ihn ohne weiteres als Kranken behandelte. Ebenso mit dem Erbaulichen, das zuerst das Entsetzende ist: Für den Nicht-Zerknirschten ist es zuerst das Zerknirschende! Wo es gar nichts Entsetzliches giebt, und gar kein Entsetzen, da giebt es auch gar nichts Erbauliches, und gar keine Erbauung! Es giebt Vergebung der Sünde, das ist erbaulich, das Entsetzliche dabei ist, daß es Sünde giebt. Und die Größe des Entsetzens in der Innerlichkeit des Schuldbewußtseins steht im Verhältnis zur Größe der Erbauung. Es giebt Heilung für jeden Schmerz, Sieg in jedem Kampf, Erlösung in jeder Gefahr, das ist erbaulich. Das Entsetzliche ist, daß es dabei Schmerz, Kampf, Gefahr giebt; und die Größe des Entsetzenden und des Entsetzens entspricht hierin der des Erbaulichen und der Erbauung.

So tief liegt das Erbauliche! Es ist in Hinsicht auf das Finden des Erbaulichen wie bei jenem künstlichen Brunnenbohren,

Digitized by Google

wo man viele, viele Faden graben muß — dann ſpringt allerdings auch der Strahl um ſo höher! Zuerſt muß man achtgeben und genau hinſehen, um das Entſetzende zu finden. Denn das Entſetzende iſt im Verhältnis zum Erbaulichen wie die Wünſchelrute im Verhältnis zum Quellſprudel. Wo die Rute ſich neigt, das iſt die Quelle im Boden; und wo das Entſetzliche iſt, da iſt das Erbauliche nahe im Grunde. Wenn man nun, nachdem man achtgegeben hat, um das Entſetzende zu finden, wiederum achtgiebt, ſo findet man das Erbauliche!

So ſicher iſt das Erbauliche ſeiner ſelbſt, ſo voll von Vertrauen zu ſich ſelbſt! Man ſoll das Entſetzen nicht fürchten, als hinderte es die Erbauung, man ſoll es nicht weichmütig fern halten, in der Hoffnung die Erbauung um ſo behaglicher zu machen. Denn mit dem Entſetzen hört eben auch die Erbauung auf. Aber andererſeits, gerade im Entſetzen iſt die Erbauung! So ſiegreich iſt das Erbauliche, daß das, was auf den erſten Blick deſſen Feind ſcheinen konnte, zur Vorausſetzung für dasſelbe gemacht wird, zum Diener, zum Freund. Wie die Heilkunſt ſiegreich die Schwierigkeit überwindet, Gift in ein Heilmittel zu verwandeln, ebenſo, aber viel herrlicher, wird im Erbaulichen das Entſetzen in Erbauung verwandelt!

Alſo verhält es ſich auch mit dem, was der Gegenſtand dieſer Rede iſt. „Man leidet nur einmal“ — das läßt ſich ſo ſchnell ſagen, es lautet beinahe leichtſinnig, wie ja auch in der Welt das leichtſinnige Wort oft gehört wird: „Genieße das Leben, man lebt nur einmal!“ Aber um das Erbauliche zu finden, muß man zuerſt das Entſetzende finden, und ſomit ſich hier Zeit laſſen, zu verſtehen, daß ja in dieſem Wort die tiefſte Lebensbetrachtung enthalten iſt. „Man leidet nur einmal“ — das iſt, wie wenn man von einem ſagt, er war nur einmal in ſeinem Leben krank, nur einmal unglücklich — das heißt, ſein ganzes Leben hindurch! Sieh, jetzt fängt die Erbauung im tiefſten Sinne an! Aber irdiſche Scharfſinnigkeit und Ungeduld,

Digitized by Google

und weltliche Sorge, die weltliche Heilung sucht, dürfen nicht das Unmögliche verlangen, daß man ihnen zur Erbauung reden könnte, wenn man über das Christliche reden soll. Denn das Christliche fängt eigentlich eben dort an, oder das eigentlich Christliche fängt überhaupt erst an, wo die menschliche Ungeduld dasselbe, was sie von wirklichen Leiden auch zu beklagen gehabt hätte, unendlich vergrößert finden würde — durch den Trost, ja — durch den Trost zum Verzweifeln! Denn weltlich ist der christliche Trost viel mehr zum Verzweifeln als das schwerste irdische Leiden und das größte zeitliche Unglück! Da fängt die Erbauung an, die „christliche" Erbauung, die nach ihm benannt wird, unserm Herrn und Erlöser; denn auch er litt „nur einmal" — aber sein ganzes Leben war Leiden!

So laßt uns denn reden über:

Das Freudige darin, daß man nur einmal leidet, aber ewig siegt!

Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Insofern siegt man ja auch „nur einmal?" Ganz gewiß! Doch ist der Unterschied unendlich, nämlich der, daß des Leidens „einmal" der Augenblick ist, des Sieges — die Ewigkeit. Des Leidens „einmal" ist deshalb, wenn es vorbei ist — „keinmal", des Sieges „einmal", in einem andern Sinn, auch — „keinmal", denn es ist nie vorbei. Des Leidens „einmal" ist ein Übergang oder ein Durchgang, das des Sieges ein ewig währender Sieg!

Des Leidens „einmal" ist der Augenblick, oder man leidet nur einmal. Ob das Leiden siebzig Jahre währt, es ist nur einmal; ob das eine Mal die siebenmal siebzigmal ist, so ist es doch nur einmal! Denn die Zeitlichkeit selbst, die ganze, ist der Augenblick; ewig verstanden, ist die Zeitlichkeit der Augenblick, und der Augenblick ewig verstanden — nur „einmal"! Vergeblich will die Zeitlichkeit sich wichtig machen, die Augenblicke zählen, sie zählen und zusammenzählen — wenn das Ewige wird

Digitized by Google

herrschen dürfen, kommt sie nie weiter, wird nie zu mehr, als zum „einmal". Die Ewigkeit ist nämlich der Gegensatz. Sie ist nicht der Gegensatz zu einem einzelnen Augenblick in der Zeitlichkeit (das ist sinnlos!), sie ist der Gegensatz zur ganzen Zeitlichkeit. Und sie setzt sich mit den Kräften der Ewigkeit dem entgegen, daß die Zeitlichkeit zu mehr würde! Wie Gott zum Wasser sagte: „Bis hierher und nicht weiter", so sagt die Ewigkeit zur Zeitlichkeit: „Bis hierher und nicht weiter. Du bleibst, so lange du auch währst, der Augenblick, weder mehr noch weniger; dafür stehe ich, die Ewigkeit, ein, oder dazu zwinge ich, die Ewigkeit, dich." So wenig die Schmarotzerpflanze, so lange sie auch zu wachsen fortfährt, und wie weit sie sich auch längs der Erde ausbreitet, je in die Höhe wächst, so wenig wird die Zeitlichkeit, wie lange sie auch währt, zu etwas mehr als der Augenblick und das eine Mal — wenn die Ewigkeit herrscht! Darum sagt der Jüngling, der an des Lebens Anfang steht, mit demselben Recht wie der Greis, der am Lebensende steht, und das Zurückgelegte überschaut — man leidet nur einmal. Mit demselben inneren Recht, nämlich in Kraft des Ewigen, aber nicht mit derselben persönlichen Wahrheit, ob die Aussage auch gleich wahr ist. Denn der Jüngling sagt, was wahr ist, aber der Greis hat das wahr gemacht, was doch schon ewig wahr ist. Es ist dabei nur der Unterschied, den man aber in diesen Zeiten oft genug übersehen hat: Über all' diesem Beweisen und abermaligen Beweisen hat man ganz vergessen, daß das Höchste, was ein Mensch vermag, das ist — eine ewige Wahrheit wahr zu machen, das selbst zu bewahrheiten, was wahr ist — indem man es thut, indem man selbst der Beweis ist mit einem Leben, das vielleicht auch andere wird überzeugen können! Hat auch wohl Christus sich je darauf eingelassen, die eine oder die andere Wahrheit zu beweisen, oder überhaupt die Wahrheit zu beweisen? Nein, aber er machte die Wahrheit wahr, oder er machte das wahr, daß er die Wahrheit ist!

Digitized by Google

Man leidet nur einmal. Aber es geht wie bei jener Schmarotzerpflanze, die längs der Erde kriecht, und wenn du auf sie achtgiebst, jeden Augenblick die Neigung hat, in die Höhe zu wachsen, und deshalb, wenn sie unterwegs etwas findet, woran sie sich emporwinden kann, in die Höhe kriecht oder sich die Höhe erschwindelt! Also möchte auch die Zeitlichkeit, wenn sie in ihrem schleichenden Gange etwas findet, woran sie sich anklammern kann, mit fremder Hülfe hinaufkriechen, um etwas zu sein! Ja, mit fremder Hülfe, und doch nein, nicht mit fremder Hülfe; denn geschieht das, wird also die Zeitlichkeit zu etwas, so geschieht es mit Hülfe desjenigen Menschen, zu dessen Unglück es mit ihm geschieht! Wenn der Mensch seine Kraft nicht vom Ewigen holt, und nicht durch Gemeinschaft mit dem Ewigen Kraft erhält, die Zeitlichkeit niederzuhalten — so stiehlt ihm jene seine Kraft, und mit dieser gestohlenen Kraft wird sie (die Zeitlichkeit) zu einem ungeheuren Etwas, sie wird seine Ungeduld, seine Verzweiflung, vielleicht sein Untergang! Hochmut schlägt seinen eigenen Herrn; aber die Zeitlichkeit ist ebenso undankbar, sie wird etwas, indem sie der Ewigkeit Kraft einem Menschen stiehlt — und zum Entgelt bei ihm bleibt und ihn zu ihrem Sklaven macht. Ach, da erfährt der Mensch viel über den „Augenblick", größer und größer werden die Zahlen, mit denen er rechnet — o, und diese selbe Rechenaufgabe ist doch nur „einmal eins" ($1 \times 1 = 1$, nicht mehr!), wenn die Ewigkeit wird herrschen dürfen! Nun ist solch ein Tag im Leiden lang, ein Monat fürchterlich lang, ein Jahr quälend lang, nicht zum Aushalten, zum Verzweifeln. Jetzt erinnert man sich dieses Males und jenes Males und abermals jenes Males, und schließlich so vieler Male, daß keiner ein Ende oder einen Anfang der vielen Leidensfälle weiß. Aber hatte denn der Herr des Weinberges nicht Recht, da er, dem Übereinkommen gemäß, den Arbeitern gleich großen Lohn auszahlen ließ, obwohl sie zu verschiedener Zeit zur Arbeit berufen worden waren, hatte er nicht — ewig verstanden!

Digitized by Google

— Recht; denn ewig verstanden hatten sie nur einmal gearbeitet? Diejenigen Arbeiter, welche sich beklagten, als geschehe ihnen Unrecht, mußten also von der Zeitlichkeit etwas erfahren haben, was nicht ewig wahr ist; und darin lag ja eben ihr Fehler, sie waren es, die da Unrecht hatten und nicht der Herr. Der Herr ist die Ewigkeit, vor dem kein Zeitunterschied existiert, vor dem die Zeitlichkeit nur das eine Mal ist; der gleiche Lohn ist wiederum das Ewige. Deshalb hatte keiner Grund zu klagen, denn im Verhältnis zu dem Ewigen ist nur ein Übereinkommen möglich, das für alle Menschen gleiche. Und im Verhältnis dazu, den Lohn der Ewigkeit zu erhalten, hat einer nicht länger gearbeitet, weil er in der dritten Stunde berufen wurde, nicht länger als derjenige, der in der elften Stunde berufen wurde.

O du Leidender, du hörst ja jeden Abend den Zuruf: „Gebt acht auf Licht und Feuer!" Du hörst vielleicht auch bisweilen den Zuruf: „Kaufe aus die Zeit!" Lieber noch wollte ich dir und mir zurufen: „Gieb um alles darauf acht, die Zeitlichkeit mit Vorsicht zu brauchen, noch vorsichtiger als Feuer und Licht, damit sie dir nie mehr werde als das „eine Mal"!" Laß dich nie ein mit der fürchterlichen Aufgabe, mit der doch niemand, der sie angriff, je fertig wurde — die Augenblicke und die Male zählen zu wollen! Gieb um alles in Einem fort darauf acht, den „Bruch der Zeit zu kürzen mit Hülfe des Ewigen", in welchem stets alle Augenblicke „aufgehen", und so, daß sie werden — nur „einmal"! Laß nie diesen erbaulichen Trost fahren, „man leidet nur einmal"; wehre dich damit, das heißt mit dem Ewigen, daß du nie in deinem Leben dazu kommst, mehr als einmal zu leiden! Denn, nicht wahr, einmal, o, das kann doch ein Mensch noch aushalten, aber sobald er zweimal leiden soll — so ist die Ungeduld zur Stelle. Ist das nicht so, war es nicht gerade die Ungeduld, die ihn lehrte, daß er zum zweiten Mal litt? Mit Hülfe der Ewigkeit leidet man nur einmal! Wenn nun der Abend kommt, so laß dieses Tages Leiden ver-

Digitized by Google

gessen sein, damit, wenn am nächsten Tage dasselbe Leiden anfängt, du dennoch nur einmal leidest. Und wenn das Jahr herum ist, so laß dieses Jahres Leiden vergessen sein, damit, wenn im nächsten Jahr dasselbe Leiden anfängt, du dennoch nur einmal leidest. Wenn deine letzte Stunde gekommen ist, so laß dieses Lebens Leiden vergessen sein — ja, nicht wahr, so ist es vergessen, du litteſt nur einmal! Wer du auch bist, fühlst du dich noch so schwer gefesselt in des Leidens lebenslänglicher Einschränkung — ach! wie ein gefangenes Tier in seinem Käfig — sieh, dieser Gefangene geht jeden Tag rund um seinen Käfig, mißt der Ketten Länge, um sich Bewegung zu machen! Also miß auch du die Länge deiner Fesseln, indem du zum Gedanken an den Tod und an die Ewigkeit schreitest, dann bekommst du „Bewegung", um aushalten zu können, und du bekommst Lebenslust. Leide geduldig; aber alles, alles, was sich darüber sagen läßt, geduldig zu leiden, ist eigentlich und ist wesentlich enthalten in diesem einen Wort: Laß die Ewigkeit dir dazu helfen, nur einmal zu leiden!

Des Leidens einmal ist keinmal. Es ist wie das Sprichwort sagt: „Einmal ist keinmal." Ob es wahr ist in Betreff dessen, wovon das Sprichwort redet, entscheide ich nicht. Es ist wohl möglich, daß das Sprichwort nicht wahr ist, und doch ist das wahr, was das Sprichwort sagt — ein Sprichwort ist ja keine ewige Wahrheit, und redet nur von dem Zeitlichen. Es ist ewig gewiß, und nie kann es sich so deutlich und entscheidend zeigen, daß „einmal keinmal" ist, als wenn das Verhältnis ist: Zeitlichkeit zu Ewigkeit! Was sind wohl siebzig Jahre gegen eine Ewigkeit! Und in der Ewigkeit wird es sich zeigen, daß all' dieses Leiden, dieses „Einmal" keinmal ist! Man wird gar nicht an den Seligen merken können, daß sie gelitten haben, was sie gelitten haben, an gar nichts wird man das merken können. Alle Thränen werden von jenem Auge abgewischt sein, das jetzt freudestrahlend leuchtet. Jeder Verlust wird

Digitized by Google

in jenem Herzen geſtillt ſein, das nun ſelig alles beſitzt und es dort beſitzt (o, ſelige Eigentumsſicherheit!), dort, wo nichts die Freude nehmen kann, dort, wo die Heiligen ſelig ſagen: „Einmal iſt keinmal!“

Nur die Sünde iſt des Menſchen Verderben, nur die Sünde hat die Macht, einen Menſchen ſo zu zeichnen, daß es nicht ſogleich, oder ganz, ja ſo, daß es vielleicht nie verſchmerzt wird in der Ewigkeit. Alles Leiden der Zeitlichkeit dagegen — deſſen „Einmal iſt keinmal.“

Des Leidens Einmal iſt ein Übergang, ein Durchgang. Du mußt durch denſelben hindurch, und währt er auch ſo lange wie das Leben, und iſt er auch ſchwer wie ein Schwert, das durch dein Herz geht — es iſt doch nur ein Durchgang! Es iſt nicht alſo, daß es das Leiden iſt, welches durch dich hindurchgeht, du gehſt durch dasſelbe — ewig verſtanden — unverſehrt hindurch! Es ſieht in der Zeitlichkeit und in ihrem Sinn ſo fürchterlich aus, es ſieht durch eine Augenverblendung aus, als ob das Leiden durchbohrend durch dich ginge, ſo daß du in demſelben umkommſt, ſtatt daß du es biſt, der durch dasſelbe geht. Das iſt eine Augenverblendung! Es iſt, wie wenn im Schauſpiel der eine Schauſpieler den andern tötet; es ſieht täuſchend aus, als ob er ihn durchbohre — doch wir alle wiſſen ja, daß es ſich nicht ſo verhält, daß er kein Haar auf ſeinem Haupte krümmt. Aber nicht unverſehrter geht der gemordete Schauſpieler heim, und nicht unverſehrter trat Daniel aus der Löwengrube heraus, und nicht unverſehrter gingen die Drei aus dem feurigen Ofen hervor — als eines Gläubigen Seele in die Ewigkeit eingeht, unverſehrt von allen Leiden der Zeitlichkeit, unverſehrt vom Tode! Denn alles Leiden der Zeitlichkeit iſt Blendwerk, und der Tod ſelbſt, ewig verſtanden, ein Komödiant. So wenig wie Motten und Roſt den Schatz der Ewigkeit verzehren können (und was iſt wohl unmöglicher!), ſo wenig wie ein Dieb ihn ſtehlen kann — ebenſo wenig vermag alles Leiden der Zeitlich-

Digitized by Google

keit, wie lange es auch währe, im Geringsten die Seele zu schädigen. Das vermag weder Krankheit noch Mangel und Not, weder Kälte und Hitze — was sie auch immer verzehren! Das vermag weder Verleumdung noch Verhöhnung oder Kränkung oder Verfolgung, was sie auch uns stehlen und rauben mögen! Das vermag nicht der Tod!

Des Leidens Einmal ist ein Durchgang, welcher gar keine Spur auf der Seele hinterläßt; oder noch herrlicher, es ist ein Durchgang, der läuternd die Seele reinigt, so daß die Reinheit die Spur bleibt, die der Durchgang hinterläßt. Denn wie Gold im Feuer geläutert wird, also die Seele im Leiden! Aber was raubt das Feuer dem Golde? Ja, es ist eine wunderliche Redensart, das rauben zu nennen — es „raubt" dem Golde alle unedlen Bestandteile! Was verliert denn das Gold im Feuer? Ja, es ist eine wunderliche Redensart, das „verlieren" zu nennen — das Gold verliert im Feuer alles Unedle, das heißt, das Gold gewinnt im Feuer! Also ist es mit allem zeitlichen Leiden, dem schwersten, dem langwierigsten: ohnmächtig in sich selbst vermag es nichts zu nehmen — und wenn der Leidende die Ewigkeit in sich herrschen läßt, so nimmt es das Unreine, das heißt, es giebt die Reinheit.

Die Sünde ist des Menschen Verderben! Nur der Sünde Rost kann die Seele verzehren — oder sie ewig verderben. Denn das ist ja das Merkwürdige, woraus schon jener einfältige Weise des Altertums die „Unsterblichkeit" der Seele beweist, daß es mit der Krankheit der Seele, der Sünde, nicht so ist wie mit der Krankheit des Körpers, welche den Körper tötet! Die Sünde ist auch kein Durchgang, durch den man einmal hindurch muß, denn vor ihr soll man zurückweichen. Die Sünde ist nicht „der Augenblick", sondern ein ewiger Abfall von dem Ewigen. Darum ist sie nicht einmal, ihr „einmal" also unmöglich keinmal. Nein, wie zwischen jenem reichen Mann in der Hölle und dem armen Lazarus in Abrahams Schoß eine gähnende Kluft be-

Digitized by Google

festigt war, also ist auch ein klaffender Abstand zwischen Leiden und Sünde! Laßt uns beides nicht verwirren, so daß die Rede über das Leiden vielleicht weniger freimütig würde, weil sie auch an die Sünde erinnerte, und diese weniger — freimütige Rede dummdreist-frech würde, insofern sie so von der Sünde redete! Gerade darin zeigt sich das Christliche, daß es diesen unendlichen Unterschied macht zwischen dem, was man verwirrend „das Böse" nennt, und zwischen dem Bösen. Gerade darin besteht das Christentum, in Betreff dieser Zeit Leiden stets freimütiger und freimütiger, siegreicher und siegreicher zu reden. Denn christlich verstanden, ist die Sünde einzig und allein das Verderben!

Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Laß mich dir diesen Unterschied veranschaulichen! Es giebt irgendwo hier im Lande in einer Kirche ein Kunstwerk, das den Engel darstellt, der Christus den Leidenskelch reicht. Während du nun das Bild betrachtest, so macht es auf dich den Eindruck, den der Künstler hervorbringen wollte; du verlierst dich in diesem Eindruck, denn so war es ja, er wurde ihm gereicht, der Leidenskelch! Aber wenn du einen ganzen Tag vor dem Altar sitzen bliebest, um dieses Bild anzuschauen, oder wenn du es Jahr aus Jahr ein jeden Sonntag betrachtetest: nicht wahr, wie andächtig du dich auch allezeit seiner Leiden erinnertest, ihn dabei bittend, dich stets an dieselben zu erinnern — nicht wahr, es wird ein Augenblick kommen, wo sich alles unendlich für dich verändert, wo das Bild sich wie selig in sein Gegenteil umwandelt. Da wirst du zu dir selbst sagen: „Nein, so lange währte es doch nicht; der Engel fuhr doch nicht immer fort, ihm den Kelch zu reichen; er nahm ihn doch willig aus des Engels oder gehorsam aus Gottes Hand — er hat ihn ja geleert, den Leidenskelch, denn was er litt, das litt er einmal, aber er siegt ewig!" — Denke ihn dir dagegen in seinem Siege; ja, wenn irgend ein Künstler das darstellen könnte, wie lange du auch sitzen bliebest, ob du

Digitized by Google

auch jeden Sonntag andächtig dies Bild betrachteteſt, würde wohl der Augenblick je kommen, wo du zu dir ſelbſt ſagteſt: „Nein, das währt doch zu lange, das nimmt ja kein Ende?“ O nein, Gott ſei gelobt, dies gerade iſt ja das ewig Selige, daß ſein Sieg nie ein Ende findet! Doch iſt ſein Sieg nur einmal, wie ſein Leiden nur einmal war. Aber des Sieges „einmal“ iſt die Ewigkeit, des Leidens „einmal“ — der Augenblick! Es kann gewiß Ungeduld ſein, die es nicht aushalten kann, das Bild anzuſehen auf dem ihm der Kelch gereicht wird; aber es kann auch der Glaube ſein, der ſich alſo nicht ungeduldig abwendet, ſondern gläubig das Siegesbild dem Leidensbilde unterſchiebt!

O du Leidender, wer du auch ſeiſt, wenn du jeden Tag mit Gott anfängſt, damit, daß du ihn bitteſt, dir Geduld zu geben, dieſen Tag zu leiden — ſo bitte ihn auch jeden Tag, dich zu erinnern, daß man nur einmal leidet! Ein Chriſt bittet im Vaterunſer um das tägliche Brot — heute! Man denkt wohl zunächſt, daß dieſes Gebet für den Armen iſt, deſſen Aufgabe es iſt, mit dem täglichen Brot der Armut auszukommen. O aber du, der du vielleicht von deinem Lebensanfange an und für dein ganzes Leben ſo reichlich ausgeſtattet wurdeſt mit Leiden im Überfluß, auch für dich iſt dieſes Gebet erfunden! Für dich iſt die Aufgabe die umgekehrte und doch dieſelbe: Auszukommen mit dem täglichen Brote des Leidens, damit du einſt bei deines Lebens Ende, — wie der Arme ſagt: „Ich ſchlug mich doch durch und empfing das Tägliche“, — auch ſagen könneſt: „Ich ſchlug mich doch durch und empfing das Tägliche“. Der Arme ſchlägt ſich durch, wehrt ſich gegen die Armut, findet das Tägliche. Es iſt vielleicht ſchwerer, durch des Leidens Überfluß ſich mit dem Täglichen durchzuſchlagen, aber dies iſt die Aufgabe! Nimm dir auch noch folgendes recht zu Herzen. Bedenke, daß, wenn ein Menſch ſein ganzes Leben hindurch im ungeſtörten Genuß aller Erdengüter gelebt hätte, bedenke, daß er alsdann

Digitized by Google

im Augenblick des Todes sich an nichts zu erinnern hätte, an gar nichts, um des Erinnerns ungeheurer Zukunft entgegen zu gehen! Denn der Genuß ist im Augenblick das Angenehme, aber dies eignet sich nicht, gerade wie das leere Augenblickliche, für die Erinnerung, und existiert ganz und gar nicht für ein ewiges Erinnern. Dagegen ist keine Erinnerung seliger und es giebt nichts Seligeres zu erinnern, als Leiden, die in Gemeinschaft mit Gott überstanden sind; dies ist das Geheimnis der Leiden. Also entweder siebzig Jahre jeden möglichen Genusses, und nichts, nichts für eine Ewigkeit (entsetzlichste aller Entbehrungen, wie auch die langwierigste!); oder siebzig Jahre im Leiden und dann eine Ewigkeit seligen Erinnerns. Selig ist es, sich der im Bunde mit Gott überstandenen Leiden zu erinnern! Am seligsten allerdings, sich unverschuldeter Leiden für eine gute Sache zu erinnern, wie ja der Herr sagt: „Wenn die Menschen Euch schmähen und allerlei Böses über Euch sagen und daran lügen, so preist Euch dann selig!" Ja, selig so zu leiden, seligste Erinnerung! Dies gilt aber von jedem Leiden, das im Bunde mit Gott getragen wird; es ist selig, sich dessen in der Ewigkeit zu erinnern. Man leidet nur einmal, aber man siegt ewig. Wunderbar, wie das sich umkehrt! Denn die Langwierigkeit, die der Zeitlichkeit anzugehören scheint, die siebzig Jahre, — wenn die Zeitlichkeit niedergehalten wird, ist nur „einmal". Dann kehrt sie aber wieder in der Ewigkeit, wo es in der Länge „langwährend" und dauernd selig sein wird, sich dieses „einen Males" zu erinnern!

Digitized by Google

II.

Das Freudige darin, daß die Trübsal einem die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft.

Wunderliches Gewerbe, auf diese Weise Hoffnung zu erwerben! Ist es nicht ebenso wunderlich, wie wenn ein Kaufmann dadurch reich würde, daß keiner in seinen Laden kommt, oder daß ein Reisender dadurch zu seiner Bestimmung käme, daß einer ihm einen verkehrten Weg zeigt? Man klagt oft darüber, daß das Leben so unbedeutend, so nichtssagend sei, ja gänzlich der Unterhaltung entbehre: Ich meine, daß in diesem einen Gedanken Unterhaltung genug für eine Ewigkeit ist! Man klagt so oft darüber, daß das Leben so leer sei, so einförmig, daß es einen zerstreut mache: Ich meine, daß in diesem einen Gedanken Spannung genug vorhanden ist für eine Ewigkeit! Ein Dichter stellt gern in seinen Erzählungen eine vermummte Person dar, die im entscheidenden Augenblick sich als etwas ganz anderes erweist, als sie zu sein schien. Ich meine in diesem Betracht, aller Dichter Erfindungen zusammengenommen sind einem Kinderspiel gleich gegenüber der von der Ewigkeit erfundenen Vermummung, daß es nämlich die Trübsal sein soll, die es übernimmt, einem Hoffnung zu schaffen! Oder kommt es denn in irgend einem Märchen, in irgend einem Gedicht vor, daß einer, der böse sein soll (und doch im Grunde gut ist!), so schrecklich aussieht wie „Trübsal!" und daß es dennoch die Trübsal ist,

Digitized by Google

die Hoffnung schafft? Kann ein Räuber über die Wirkung seines Stoßes sicherer sein, wenn er gerade ins Herz zielt, als „das Ziel der Trübsal" der Hoffnung ans Leben zu gehen scheint? Und doch ist es gerade die Trübsal, die Hoffnung schafft! Wunderbar, sie giebt nicht Hoffnung, sondern sie schafft Hoffnung. Nicht in einem entscheidenden Augenblick wirft also die Trübsal die Verkleidung von sich und sagt: „Ich wollte dich nur schrecken, hier hast du die Hoffnung" — nein, sie schafft erst Hoffnung! Also das ist es, woran sie die ganze Zeit über, die sie dauerte, arbeitete; mit aller Langsamkeit arbeitete sie einzig und allein daran, dem Leidenden die Hoffnung zu verschaffen.

Ja, laß uns so recht von Herzen darüber staunen! Hat man etwas in unserer Zeit vergessen, so ist es dies, — zu staunen, sich zu verwundern, darum auch — zu glauben, zu hoffen und zu lieben! Das Höchste wird verkündigt, das Wunderbarste, aber keiner verwundert sich! Es wird verkündigt, daß es Sündenvergebung giebt, aber keiner sagt: „Das ist unmöglich!" Kaum wendet sich jemand geärgert ab und sagt: „Es ist unmöglich." Noch weniger sagt das einer in Verwunderung oder so, wie derjenige, der es doch nicht fahren lassen will, sondern wie ein unglücklich Liebender diese Aussage lieb hat, an die er doch nicht glauben darf! Ja, noch weniger sagt es einer, der gerade daran glaubt und dessen Reue in stille Trauer gemildert und alsdann zu seliger Freude verklärt wurde, einer, der nun seinen unaussprechlichen Dank Gott darbringt und seine Seele damit erquickt, daß er glückselig ein Mal über das andere wiederholt: „Es ist unmöglich, es ist unmöglich!" O selige Erquickung, wenn der, der der Verzweiflung nahe war, weil es unmöglich schien, nun daran glaubt, glückselig daran glaubt, aber in der Verwunderung seiner Seele fortfährt zu sagen: „Es ist unmöglich!" Sieh, wir wissen ja alle, was von einem Manne erzählt wird, der eine Geschichte gehört hatte, über die alle lachten, als sie erzählt

Digitized by Google

wurde, wie über sie aber jetzt keiner lachte, als er sie erzählte, weil er das Wichtigste ausgelassen hatte. Denke dir aber einen Apostel in der Jetztzeit, einen Apostel, der die Geschichte des Wunderbaren wohl richtig zu erzählen verstände, denke dir seine Betrübnis, oder des heiligen Geistes Betrübnis in ihm! Wenn er nun sagen müßte: „Es ist keiner da, der sich verwundert, sie hören so gleichgültig zu, als wäre es das Allergleichgültigste, als gäbe es keinen, den es anginge, keinen, dem es wichtig, ungeheuer wichtig wäre, ob es möglich oder unmöglich, ob es so oder so, ob es wahr oder ob es eine Lüge ist!"

So laßt zum Anfang darüber uns verwundern, daß die Trübsal Hoffnung schafft, laßt die Seele zur Verwunderung gestimmt werden, laßt uns ausrufen, wie der Psalmist seiner Seele zuruft: „Wacht auf, Psalter und Harfe wacht auf!" und laßt uns dann reden über:

Das Freudige darin, daß die Trübsal einem die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft!

Wollte man mit einem Wort das Eigentümliche des Lebens in der Kindheit und Jugend bezeichnen, so würde man wohl sagen müssen, es ist ein Traumleben! Wie oft, um bloß dies zu nennen, wird es nicht von einem Erwachsenen wiederholt, jenes wehmütige Wort: „Sie schwanden dahin, der Kindheit und der Jugend Träume!" Sie schwanden — wahrscheinlich weil der Träumer verschwand, fortblieb; denn wie sollte es wohl Träume geben, wenn es keinen Träumer mehr giebt? Aber mit welchem Recht nennen wir das ein Traumleben; dann bezeichnen wir also das Kind und den Jüngling als Schlafende, als Nachtwandler? In einem andern Sinn ist ja das Kind wach, wie kein Erwachsener es ist, seine Sinne für jeden Eindruck offen, das Kind ist eitel Leben und Bewegung, lauter Aufmerksamkeit so lange der Tag währt. Und der Jüngling ist wach wie ein Erwachsener es kaum ist, sein Sinn ruhelos früh und spät, in Leidenschaft bewegt, so daß er öfters kaum

Digitized by Google

einschlafen kann. Und doch ist das Leben der Kindheit und das Leben der Jugend ein Traumleben, denn das Innerste, das, was im eigentlichsten Sinne der Mensch ist — schlummert! Das Kind ist ganz nach außen gekehrt, seine Innerlichkeit Nach-außen-Gekehrtheit und insofern ganz wach: Aber für einen Menschen ist gerade das, ewig nach innen gekehrt zu sein in Innerlichkeit, — wach sein, also träumt das Kind! Es träumt sich sinnlich zusammen mit allem, so daß es sich ja mit dem Sinneneindruck verwechselt. Der Jüngling ist im Verhältnis zum Kinde in sich gekehrter, aber in Phantasie; er träumt, oder es ist ihm als träumte alles um ihn herum. Derjenige dagegen, der im Ewigkeitssinn in sich gekehrt ist, er faßt nur, was des Geistes ist, und ist gegenüber dem Begriffe von Fleisch und Blut, von Zeitlichkeit und Phantasie, wie ein Schlafender, ein Abwesender, ein Gestorbener; in ihm wacht der Geist, das Niedere schläft: darum ist er wach!

Aber derjenige, der träumt, muß ja geweckt werden. Und je tiefer das ist, was da schlummert, oder je tiefer es schlummert, desto wichtiger ist es, daß es geweckt werde, und desto stärker, lauter muß es ja geweckt werden. Wenn nichts den Jüngling weckt, so wird dieses Leben im Mannesalter fortgesetzt. Er glaubt allerdings dann nicht mehr zu träumen, in einem gewissen Sinne thut er es auch nicht mehr; er spricht vielleicht verächtlich von den Jugendträumen, aber dies zeigt es gerade, das sein Leben verfehlt ist. Er ist in gewissem Sinne wach, doch ist er nicht im ewigen oder tiefsten Sinne wach. Also ist sein Leben etwas weit Geringeres als dasjenige des Jünglings, es ist verächtlich; denn er ist ein unfruchtbarer Baum geworden oder wie ein Baum, der ausgegangen ist, während das Jugendleben wahrlich nicht zu verachten ist. Das Leben der Kindheit und Jugend ist die Blütezeit, aber im Verhältnis zu einem Baume, der Frucht tragen soll, ist ja doch auch die Blütezeit eine Unreife. Wohl sieht es wie ein Rückgang aus, wenn der

Digitized by Google

Baum, der einst nackt dastand, darauf voller Blüten war, seine Blüten abwirft, — es kann aber auch ein Fortschritt sein. Schön ist die Blütezeit, und schön ist im Kinde und Jünglinge die blühende Hoffnung; das ist aber dennoch eine Unreife!

So kommt denn die Trübsal, um den Träumenden zu wecken, die Trübsal, die wie ein Sturm die Blüten abreißt, die Trübsal, die dennoch die Hoffnung nicht raubt, sondern schafft!

Wo ist dann die Hoffnung? Ist sie im einherfahrenden Sturmwetter der Trübsal? O nein, so wenig Gottes Stimme im einherfahrenden Wetter war, sondern im leisen Sausen! So ist die Hoffnung, der Ewigkeit Hoffnung, wie ein leises Sausen, wie ein Flüstern im Innersten des Menschen, nur zu leicht zu überhören. Aber was will denn die Trübsal? Sie will dieses Flüstern im Innersten hervorbringen! Aber arbeitet denn die Trübsal sich selbst nicht entgegen, muß nicht eben ihr Sturm diese Stimme übertäuben? Nein; die Trübsal kann jede irdische Stimme übertäuben, und das soll sie gerade, aber diese Ewigkeitsstimme da drinnen kann sie nicht übertäuben. Oder umgekehrt! Es ist die Stimme der Ewigkeit dadrin, die gehört werden will, und um sich Gehör zu schaffen, braucht sie der Trübsal Lärm. Wenn nun mit Hülfe der Trübsal alle ungehörigen Stimmen zum Verstummen gebracht sind, so kann sie gehört werden, diese Stimme dadrinnen!

O du Leidender, wer du auch seist, laß dir's doch sagen! Man meint immer, daß die Welt, die Umgebung, die Umstände, die Verhältnisse es sind, die einem im Wege stehen, im Wege zum Glück, zu Freude und Frieden. Und im Grunde ist es allezeit der Mensch selbst, der sich im Wege steht; der Mensch selbst, der zu sehr zusammenhängt mit der Welt und der Umgebung und den Umständen und den Verhältnissen, so daß er nicht zu sich selbst, nicht zur Ruhe, nicht zum Hoffen kommen kann. Er ist stets zu sehr nach außen gekehrt, statt nach innen gekehrt zu sein; darum ist alles, was er sagt, nur „wahr" in

Digitized by Google

der Art eines Sinnenbetruges. Der Mensch selbst unterhält die Verbindung mit den Feinden und die Verbindung ist — jugendliches Hoffen!

„Aber die Trübsal raubt einem diese Hoffnung!" Ja, nicht wahr, das hast du selbst genugsam erfahren, wenn du die Beziehung zu dieser doppelsinnigen Erfahrung noch nicht aufgegeben hast. Du hofftest, daß, wenn es dir auch diesmal nicht glückte, so doch das nächste Mal, wenn nicht dieses, so doch jenes. Du hofftest, zum Ersatz für deine vielen Mißerfolge doch das nächste Mal eine kleine Aufmunterung zu bekommen. Du hofftest, daß es doch möglich wäre, daß eine unerwartete Hülfe käme, wie sie doch für denjenigen kam, der achtunddreißig Jahre gichtbrüchig gelegen hatte, seinem Heil so nahe, daß stets nur ein anderer vor ihm hineinkam. Du hofftest, da du alle anderen Freunde aufgegeben hattest, doch zuletzt auf den Freund — aber die Trübsal blieb!

Denn die Trübsal schafft gerade Hoffnung! Sie giebt nicht Hoffnung, aber sie schafft Hoffnung! Es ist der Mensch selbst, der sie erwirbt, die Ewigkeits-Hoffnung, die in ihn versenkt ist, verborgen in seinem Innersten — aber die Trübsal schafft sie. Denn die Trübsal hindert ihn erbarmungslos (ja, in kindischem Sinn erbarmungslos!) irgend eine andere Hülfe oder Linderung anzunehmen; die Trübsal zwingt ihn erbarmungslos (ja in jugendlichem Sinn erbarmungslos!) alles andere fahren zu lassen; die Trübsal nimmt ihn erbarmungslos (ja, im Sinn der Unreife erbarmungslos!) in die Schule, recht gründlich in die Schule, damit er lernen möge, das Ewige zu ergreifen und sich an das Ewige zu halten. Die Trübsal hilft nicht direkt, sie ist nicht in der Lage, daß sie die Hoffnung erwirbt oder kauft und sie dem Menschen schenkt. Sie hilft abstoßend, und kann auch nicht anders, gerade weil die Hoffnung im Menschen selbst ist. Die Trübsal predigt „Erweckung". Ach, denn die Menschen sind leider oft genug nur allzu abgehärtet, so daß wenig

Digitized by Google

genützt ist mit dem Entsetzen durch mächtige Gedanken. Die Trübsal kann sich besser verständlich machen; ihre Beredsamkeit ist nicht nur einmal schlagend, wie ein Witz es ist, sondern sie übt dieselbe Schlag auf Schlag, sie hat sie in sich, wie man das von einem Stock sagt, es ist eine fortdauernde Eigenschaft bei ihr. Die Menschen wollen lieber die direkte Mitteilung haben als Versicherung und abermalige Versicherung; das ist so bequem — und am bequemsten, daß nichts daraus wird! Die Trübsal dagegen kennt keinen Spaß. Wenn die Trübsal dieses ihr Werk beginnt, Hoffnung zu schaffen, sieht es einen Augenblick ebenso unsinnig aus, wie wenn einer einen Bettler überfallen, ihm den Revolver vor die Brust halten und ihn anschreien wollte: „Dein Geld!“ Ach, denn der Leidende ist ja gerade im Begriff, an der Hoffnung (der jugendlichen nämlich!) beinahe zu verzweifeln, die er am liebsten festhalten möchte, — und nun überfällt ihn die Trübsal und fordert von ihm — Hoffnung (— der Ewigkeit nämlich!). Die Trübsal ist kein Gratulant, der mit der Hoffnung als Geschenk kommt, die Trübsal ist die Härte, die grausam (ja in kindischem Sinn grausam!) zum Leidenden sagt: „Ich werde dir wohl Hoffnung schaffen!“ Wie es aber immer im Leben geht, daß derjenige, der aus Pflicht hart sein muß, niemals anerkannt wird, daß keiner sich die Zeit nimmt, in ihn sich hineinzuversetzen, wie ausgezeichnet er auch das Seine thut, ohne sich durchs Seufzen und Weinen oder von einschmeichelnden Bitten rühren zu lassen: Also geht es auch der Trübsal, die stets stiefmütterlich behandelt wird! Aber so wenig der Arzt sich darum kümmert, daß der Kranke vor Schmerzen schimpft und tobt und nach ihm schlägt: so wenig kehrt sich die Trübsal daran; Gott sei Dank! sie kehrt sich nicht daran — sie schafft Hoffnung. Wie das Christentum gerade aus all' der Verkennung, der Verfolgung und dem Unrecht, welche die Wahrheit leiden muß, den Beweis zieht, daß es eine Gerechtigkeit geben muß (o, wunderliche Schlußfolgerung!), so ist im Äußersten der Trübsal, wenn sie

Digitized by Google

am fürchterlichſten drückt, dieſer Schluß, dieſes „ergo“ enthalten: ergo giebt es eine Ewigkeit zu hoffen!

Denke dir mit einfacher Einfaſſung in einem heimlichen Behälter verborgen, in welchem der koſtbarſte Schatz niedergelegt iſt, — eine Feder, auf die gedrückt werden muß, aber die Feder iſt verſteckt, und der Druck muß eine gewiſſe Kraft haben, ſo daß ein zufälliger Druck nicht genügt. Alſo iſt die Ewigkeitshoffnung in des Menſchen Innerem verborgen, und die Trübſal iſt der Druck. Wenn auf die verſteckte Feder gedrückt wird, ſtark genug gedrückt wird, ſo zeigt ſich der Inhalt in ſeiner ganzen Herrlichkeit.

Denke dir ein Samenkorn, in die Erde hineingeſtreut, was bedarf es, wenn es wachſen ſoll? Zuerſt Platz, es muß Platz haben, darnach Druck, der Druck gehört dazu — das Sprießen iſt gerade das ſich Platzſchaffen durch einen Widerſtand hindurch! Alſo iſt der Ewigkeit Hoffnung ins Innere des Menſchen eingeſenkt. Aber die Trübſal ſchafft Platz, indem ſie alles andere beiſeite ſchafft; alles Proviſoriſche, alles was am Zeitlichen hängt, muß im Menſchen zur Verzweiflung gebracht werden — alſo iſt der Druck der Trübſal das Hervorlockende!

Denke dir, was ja auch ſo der Fall iſt, ein Tier, das eine Waffe hat, um ſich zu wehren, die es aber nur in Lebensgefahr braucht: Alſo iſt der Ewigkeit Hoffnung im Innerſten des Menſchen, die Trübſal aber iſt die Lebensgefahr!

Denke dir ein kriechendes Tier, das doch auch Flügel hat, die es brauchen kann, wenn es zum Äußerſten gebracht wird, zum täglichen Gebrauch findet es das nicht der Mühe wert, ſie zu benützen! Alſo iſt die Ewigkeitshoffnung in des Menſchen Innerſtem; er hat Flügel, er muß aber zum Äußerſten gebracht werden, um ſie zu entdecken, oder um ſie zu erhalten, oder um ſie zu brauchen!

Denke dir einen arg verſtockten Verbrecher, den das Gericht weder durch Klugheit, noch durch gute Worte zum Geſtändnis

Digitized by Google

bringen kann, dem es aber auf der Folterbank das Geständnis abzwingt: Also ist die Ewigkeitshoffnung in des Menschen Innerstem. Der natürliche Mensch will ungern, o so ungern, auf ein Geständnis eingehen. Hoffen, wie das Kind, der Jüngling, das will er wohl. Aber das Hoffen im Ewigkeitssinne ist durch eine ungeheuer schmerzhafte Anstrengung bedingt, der der natürliche Mensch sich im Guten niemals unterwirft. Denn ein Mensch wird mit Schmerzen geboren, aber wiedergeboren zum Ewigen wird er vielleicht mit noch größeren Schmerzen — doch bedeutet das Schreien in beiden Fällen gleich wenig, da es eben das Unterstützende ist! Also muß die Trübsal hinzukommen, um das Geständnis, der Hoffnung Geständnis zu erzwingen! Oder denke dir einen hartnäckigen Zeugen, der keine Zeugenaussage ablegen will, (und jeder Mensch soll ja „ein Zeuge" sein und von dem Ewigen Zeugnis ablegen!). Die Trübsal läßt ihn nicht los, weil er sich weigert, die Aussage abzulegen, sie erhöht ihm die Geldbuße von Tag zu Tag, bis er das Zeugnis ablegt. Oder denke dir, wie man es in Märchen liest, — eine böse Frau, die guten Rat weiß, aber boshafter Weise stets verkehrten Rat giebt — wenn sie nun auf den Scheiterhaufen kommt, alsdann kommt auch das rechte Wort heraus! Also ist der Ewigkeit Hoffnung in des natürlichen Menschen Innerstem vorhanden, er will aber nicht sein eigenes Wohl, darum will er nicht heraus mit dem Richtigen, er will es kaum von einem anderen gesagt haben, noch weniger mag er es selbst aussprechen, bis die Trübsal ihn erlöst, indem sie es ihm abzwingt!

Auf diese Weise schafft die Trübsal Hoffnung! Soll darnach aber die Trübsal wieder aufhören, ist das Ganze nur eine schmerzhafte Operation? Nein, das ist nicht nötig! Wenn die Trübsal einmal das erreicht hat, was die Ewigkeit durch dieselbe bezwecken will, dann ordnet das Verhältnis sich von selbst. Der Druck bleibt, er giebt sich aber umgekehrt stets als Hoffnung zu erkennen, er setzt sich in Hoffnung um: Im Grunde ver-

Digitized by Google

borgen iſt der Druck, das Offenbarwerdende iſt die Hoffnung. Das liegt ja im Gedanken ſelber: Ein Druck kann drücken, aber das „Drücken" kann auch das „Heben" bedeuten. Du ſiehſt den Waſſerſtrahl, wie er ſich hoch in die Luft erhebt, du ſiehſt nicht den Druck, oder daß dieſes ein Druck iſt und durch einen Druck geſchieht.

Der Druck iſt es, der niederdrückt, der Druck iſt es aber auch, der erhöht! Nur denjenigen kann die Trübſal niederdrücken, der ſich nicht ewig helfen laſſen will; derjenigen, der geholfen haben will, drückt die Trübſal in die Höhe! Nur demjenigen kann die Trübſal die Hoffnung rauben, der der Ewigkeit Hoffnung nicht haben will; demjenigen, der dieſe Hoffnung haben will, ſchafft die Trübſal dieſelbe!

Alſo iſt es mit der Trübſal! Es giebt im Leben nur eine Gefahr, die entſchieden den Untergang mit ſich bringt, das iſt die Sünde; denn die Sünde iſt des Menſchen Verderben! Die Trübſal, ja ob ſie auch ſo entſetzlich ſei, wie kein Menſch ſie je erlebt hat, die Trübſal ſchafft Hoffnung!

Digitized by Google

III.

Das Freudige darin, daß du, je ärmer du bist, desto reicher andere machen kannst.

Es giebt viele Wege zum Reichtum. Und ob es nun einem Menschen glückt, einen von diesen vielen Wegen zu gehen, um reich zu werden, oder ob es ihm nicht glückt, gleichviel — in der Welt wird doch immer viel darüber geredet und ist hinreichende Kenntnis von diesen vielen Wegen vorhanden. Aber der Weg zu dem Reichtum — und das ist doch wahrlich der höchste Reichtum — andere reich machen zu können, der Weg zum Reichtum, indem einer selbst arm wird, dieser Weg, der doch „der Weg" ist, wird selten besprochen, betreten, angepriesen! Ach, in der Welt ist es beinah, als sei er nicht vorhanden, in der Welt hat man ja auch keine Vorstellung davon, daß das eben Reichtum ist, nicht selber reich zu werden oder zu sein, sondern andere reich machen zu können!

Und doch ist jener wunderliche Weg zum Reichtum wirklich vorhanden! Man versteht das aber, wenn man in Erzählungen und Märchen liest, wie derjenige, der sich in eine Räuberhöhle hineingewagt hat, bei jedem Schritt, den er macht, in Angst sein muß, daß nicht irgend eine heimliche Fallthür verborgen angelegt ist, durch welche er in einen Abgrund hinunterstürzen kann. Man versteht das, wenn der Unglaube oder die Furchtsamkeit ihre Lehre von des Lebens Unsicherheit vortragen —

Digitized by Google

denn man ist nur zu sehr geneigt, an die Möglichkeit eines Unterganges zu glauben! Daß aber das Leben, daß die Existenz mit Hülfe der Ewigkeit selig gesichert ist, daß gerade in der Gefahr eine Fallthür, ein Schwungbrett, — zum Aufrichten verborgen ist: Daran glaubt man nicht! Gerade wenn ein Mensch am nächsten dran ist zu verzweifeln, so giebt es eine Stelle, auf die er treten soll (und in der Verzweiflung ist er so nah als möglich dahin gebracht, auf dieselbe zu treten) — und alles verändert sich unendlich. Er geht dann wohl denselben Weg, aber umgekehrt: Statt voller Sorge darüber zu seufzen, daß er den Weg der Armut, der Niedrigkeit, des Verkanntseins, der Verfolgung geht, geht er freudig diesen selben Weg; denn er glaubt und versteht glaubend, daß je ärmer er wird, desto reicher kann er andere machen.

Wird hier denn auch nicht vom Wege zum Reichtum geredet, so wollen wir doch reden über:

Das Freudige darin, daß du, je ärmer du wirst, desto reicher andere machen kannst.

Es ist ein innerer Unterschied, der alles unendlich verändert, ob der Leidende besorgt fortfahren will, mit starrem Blick darauf hinzustieren, wie arm er geworden ist, wie gering, wie verkannt; oder ob er, der alles Irdischen beraubt ist, darüber hinwegsehen will, und nun seine Lage von der schönen, ja der seligen Seite ansieht. Gilt es schon für den Künstler, daß er, wenn er einen Einäugigen darstellen soll, ihn von der Seite zeichnet, auf der er das Auge hat, — sollte da nicht der schwerLeidende über das Schwere hinwegsehen wollen, um auf das Selige hinzublicken? Äußerlich giebt es allerdings dabei keine Veränderung, der Leidende bleibt auf derselben Stelle, in derselben Lage; und doch ist eine Veränderung da, des Wunders Ver-

Digitized by Google

änderung, des Glaubens Zeichen. Von der einen Seite geſehen iſt es der Arme, der immer ärmer und ärmer wird; von der andern Seite geſehen iſt es der Arme, der je ärmer er wird, andere deſto reicher macht — im Äußeren iſt es aber immer derſelbe Menſch!

Laß uns nun in der Rede alſo vorgehen, laß uns zuerſt den Unterſchied zwiſchen Reichtum und Reichtum erklären (dem irdiſchen — dem geiſtigen), und was aus dieſem Unterſchiede für den Beſitzenden folgt; um alsdann zu verſtehen, daß man gerade arm ſein muß, um andere reich zu machen, und daß ein Menſch, je ärmer er alſo wird, andere deſto reicher machen kann.

Jedes irdiſche oder weltliche Gut iſt an ſich ſelbſtiſch, neidreich, ſein Beſitz voller Mißgunſt, es muß auf die eine oder andere Weiſe andere ärmer machen. Denn was ich habe, kann ein anderer nicht haben, je mehr ich habe, deſto weniger muß ein anderer haben. Der „ungerechte Mammon", ohne daß hier deshalb davon die Rede iſt, daß wir ihn in ungeſetzlicher Weiſe erwerben oder beſitzen — und mit dieſem Wort könnten wir ja meinetwegen jedes irdiſche Gut bezeichnen, auch weltliche Ehre, Macht u. ſ. w. iſt in ſich ſelbſt ungerecht — thut Unrecht. Er kann an und für ſich nicht von allen gleichmäßig erworben oder beſeſſen werden, denn ſoll der eine viel haben, ſo muß notwendigerweiſe ein anderer wenig haben, und was der eine hat, kann der andere unmöglich haben. Ferner, all die Zeit und all der Fleiß, all die Fürſorge und Bekümmerung der Gedanken, die darauf verwandt wird, irdiſches Gut zu erwerben oder zu beſitzen, iſt ſelbſtſüchtig; man hat in einem jeden ſolchen Augenblick keine Gedanken für andere, ſondern arbeitet in einem jeden ſolchen Augenblick ſelbſtſüchtig für ſich ſelbſt, oder ſelbſtſüchtig für einige wenige andere. Ob ein Menſch auch gern bereit iſt, von ſeinem irdiſchen Gut mitzuteilen — jeden Augenblick, in welchem er damit beſchäftigt iſt, es zu erwerben oder bei deſſen Beſitz verweilt, iſt er ſelbſtſüchtig wie dasjenige, was er beſitzt oder erwirbt.

Digitized by Google

Anders verhält es sich mit Geistesgütern*). Ein Geistesgut ist schon nach seinem Begriff — Mitteilung, Gemeingut, sein Besitz mitfühlend, es ist an und für sich Mitteilung. Wenn ein Mensch Glauben hat, so hat er dadurch wahrlich anderen nichts genommen, im Gegenteil (ja es ist sonderbar und doch ist es so) damit, daß er Glauben hat, hat er (sogar abgesehen von dem, was er direkt thut um anderen etwas mitzuteilen!) für alle anderen gearbeitet; während der Zeit, wo er arbeitete, um selbst Glauben zu erlangen, hat er auch für alle anderen gearbeitet. Denn das ganze Geschlecht und jeder einzelne im Geschlecht nimmt daran teil, daß einer Glauben hat. Indem er Glauben hat, drückt er das rein-Menschliche aus oder das, was jedes Menschen wesentliche Möglichkeit ist. Sein Glaubensbesitz mißgönnt wahrlich anderen nichts, wie ja doch des Reichen Geldbesitz eine Art Mißgunst ist, da er denselben dem Armen genommen hat, welcher letztere ihn vielleicht wiederum dem Reichen mißgönnt. Denn Neid und Mißgunst ist auf beiden Seiten, da irdischer Reichtum in sich selbst Mißgunst ist. Nein, der Glaubende hat niemand etwas genommen, er besitzt im Glauben nichts zu Beneidendes; und keiner kann ihm denselben mißgönnen, eher sollte jeder sich mit ihm freuen. Denn der Glaubende besitzt nur was jeder Mensch besitzen kann; und je größer sein Glaube ist, desto deutlicher wird jenes für alle Menschen gemeinsamen Eigentums Herrlichkeit und Seligkeit, auf seine Möglichkeit gesehen. Wenn ein Mensch die Liebe hat — soll ich nun sagen, ja selbst wenn er sie über alle Maßen hätte? Nein, dieses Steigern in der Rede wäre ja verkehrt! Es könnte wohl scheinen, daß, in je höherem Grade er dieses Gut, die Liebe, hat, desto mehr hätte er andere berauben müssen; doch ist es gerade umgekehrt, in je höherem Maße er die Liebe hat, desto weiter ist er davon entfernt, anderen etwas genommen zu haben.

---

*) Hier im religiösen Sinne von „geistlichen Gütern". 1. Kor. 12, 1.

Digitized by Google

Alſo, ob ein Menſch über alle Maßen die Liebe hat, ſo hat er damit keinem etwas genommen, er hat im Gegenteil damit für alle anderen gearbeitet (ſogar davon abgeſehen, was er anderen aus Liebe wirklich thut!); während der ganzen Zeit, in der er gearbeitet hat, um ſelbſt die Liebe zu erwerben, hat er für alle anderen gearbeitet. Ob wir auch einen Augenblick noch von der Anwendung abſehen, die er von ſeiner Liebe macht, ſo hat er ſie ſchon beim bloßen Beſitz nicht für ſich ſelbſt; denn das ganze Geſchlecht, und jeder einzelne im Geſchlecht, nimmt daran teil, daß er Liebe hat. Wenn ein Menſch die Hoffnung hat, der Ewigkeit überſchwengliche Hoffnung, damit hat er keinem andern Menſchen das Geringſte genommen, damit im Gegenteil für alle gearbeitet. Denn daß ein Menſch die Hoffnung hat, oder daß es einen Menſchen giebt, der die Hoffnung hat, das iſt für alle anderen Menſchen eine viel freudigere Nachricht, weil es eben eine viel beruhigendere Nachricht iſt, als es z. B. für alle die anderen Segler iſt, die auf dasſelbe Ziel hinſteuern, daß der eine es erreicht hat! Im Verhältnis zu den Seglern nämlich können für jeden einzelnen zufällige Umſtände den Ausſchlag geben, und „die anderen“ Segler ſind nicht durch eine weſentliche Möglichkeit Teilnehmer an dem Glück des einen Seglers. Daß es aber einen Menſchen giebt, der Hoffnung hat, oder jedesmal, wenn es einen Menſchen giebt, der Hoffnung hat, dies iſt entſcheidend für alle, daß ſie nämlich dieſelbe auch haben können! Hier gilt es, einer für alle und alle für einen.

Alſo ſind die Geiſtesgüter an und für ſich weſentlich Mitteilung, deren Erwerb, deren Beſitz an und für ſich eine Wohlthat gegen andere. Wer dieſen Gütern nachſtrebt oder ſie beſitzt, thut darum nicht nur ſich ſelbſt wohl, ſondern er erweiſt allen eine Wohlthat, er arbeitet für alle, ſein Streben, dieſe Güter zu erwerben, iſt an und für ſich unmittelbar andere bereichernd. Denn in ihm, wie die Zuſchauer es mit dem Helden im Schauſpiel thun, erblicken die anderen ſich ſelbſt. Dies iſt die Menſch-

Digitized by Google

lichkeit (humane Art) der geistigen Güter, im Gegensatz zur Unmenschlichkeit (inhumanen Art) der irdischen Güter. Denn was ist „Menschlichkeit"? Die menschliche Gleichheit oder Gleichmäßigkeit! Selbst in dem Augenblick, wo es den größten Anschein hat, daß er beim Erwerben dieser Güter nur für sich selbst arbeitet, ist er mitteilend; das liegt an den Gütern selbst, deren Wesen, deren Besitz ist Mitteilung. Du erwirbst nicht bloß dir selbst die Hoffnung dadurch, daß du sie erwirbst, sondern dadurch, daß du sie erwirbst (o, seliger Erwerb!), bist du mitteilend, denn sogar schon unmittelbar ist die Ewigkeitshoffnung Mitteilung. Du besitzest nicht bloß die Hoffnung, sondern schon dadurch, daß du sie besitzest (o, seliger Besitz!), bist du mitteilend, erweist du anderen eine Wohlthat.

O, wie ist doch von Anfang bis zu Ende des Himmels Segen mit diesen Geistesgütern! Denn — „ich werde nicht müde, dasselbe zu wiederholen", und der Gedanke erscheint mir so selig, daß er nicht oft genug wiederholt werden kann; es wäre ja auch nicht zu oft, wenn eines Menschen Leben, täglich eine Wiederholung dieses Gedankens sein würde. Während die irdischen Güter an sich mißgünstig sind (o, welch' großer Spielraum für zufällige Möglichkeiten, welche Unsicherheit!) ob nun auch zufälligerweise ein solcher in ihrem Besitz ist, der wohlthätig sein will, — und während nur allzuoft der Besitzer versucht wird, ebenso mißgünstig zu werden wie die Güter — sind die Geistesgüter dermaßen ein Segen, daß deren Besitz (ohne daß wir irgend von dem Gebrauch reden, den der Besitzer von ihnen macht!) anderen zum Segen, zur Mitteilung wird. Wie es unmöglich ist, die Luft zu hindern selbst durch die dicksten Mauern einzudringen, ebenso unmöglich ist es, für sich selbst in selbstsüchtigem Sinn, die Geistesgaben zu besitzen. Das liegt — und das ist ja eben das ewig Beruhigende — das liegt, wenn wir so sagen dürfen, nicht einmal am Besitzer, es liegt vielmehr an den Gütern selbst, sie sind Mitteilung; wenn es auch wohl von

Digitized by Google

ſelbſt folgt, daß, wenn der Beſitzer nicht der Entſprechende iſt, er auch nicht die Geiſtesgüter wirklich „beſitzt“. Wie der koſtbare Wohlgeruch nicht nur wenn er ausgeſchüttet wird Wohlgeruch verbreitet, ſondern dermaßen Wohlgeruch enthält, Wohlgeruch iſt, daß er das Gefäß durchdringt, in dem er aufbewahrt wird, und ſogar verſchloſſen Wohlgeruch verbreitet: So ſind die Geiſtesgüter dermaßen Mitteilung, daß der bloße Beſitz Mitteilung iſt, daß das reine Erwerben ſelbſt andere bereichern heißt.

Daraus folgt denn, daß du die ganze Zeit über, die du darauf verwendeſt, dieſe Güter zu erwerben, jeden Augenblick, in welchem du dich ihres Beſitzes freuſt, daß du ſtets weit entfernt davon biſt, dich ſelbſtſüchtig mit dir ſelbſt zu beſchäftigen, ſondern unmittelbar mitteilend dich verhältſt.

Alſo iſt es in Wahrheit mit des Geiſtes wahren Gütern, welche zugleich das Beruhigende haben, der Wahrheit Merkmal, daß ſie nur in Wahrheit beſeſſen werden können! Will jemand ſie ſelbſtſüchtig beſitzen, ſie für ſich ſelbſt beſitzen, ſie für ſich ſelbſt, im ſelbſtſüchtigen Sinn, haben — ſo beſitzt er ſie auch nicht. Doch giebt es ja auch im Gegenſatz zu den bloß irdiſchen und weltlichen Gütern, allgemeinere geiſtige Güter, unvollkommenere geiſtige Güter. So ſind Einſicht, Wiſſen, Begabung, Talent u. ſ. w. geiſtige Güter. Aber hier gilt doch noch der unvollkommene Umſtand, daß der Beſitzer den Ausſchlag giebt, oder daß das den Ausſchlag giebt, wie der Beſitzer iſt, ob er wohlwollend und mitteilend iſt, oder ob er ſelbſtſüchtig iſt; denn dieſe Güter ſind noch nicht an ſich Mitteilung. Iſt denn derjenige, welcher ſolche unvollkommeneren geiſtigen Güter beſitzt, ſelbſtſüchtig, ſo erweiſt es ſich auch, daß die Güter ſelbſt mißgünſtig werden durch ihn, und andere ärmer machen! Der Beſitzer ſchließt ſich dann eben ein mit dieſen ſeinen Gütern; die ganze Zeit über, während welcher er arbeitet um ſie zu erwerben oder zu bewahren, iſt er ſelbſtſüchtig

Digitized by Google

verſchloſſen, hat weder Zeit noch Gelegenheit, ſich um andere zu kümmern oder an ſie zu denken. Der Kluge wird wohl immer klüger, aber in mißgünſtigem Sinn, ſo daß er eben davon Vorteil haben will, daß andere einfältiger werden im Vergleich mit ſeiner zunehmenden Klugheit, und dieſe einfältigen Anderen je mehr und mehr — unmenſchlich! — in ſeiner Macht haben will. Der Gelehrte wird wohl immer gelehrter, aber in mißgünſtigem Sinn, und zuletzt ſo gelehrt, daß keiner ihn verſtehen kann, ſo gelehrt, daß er ſich gar nicht mehr mitteilen kann! Auf dieſe Weiſe, indem ſie in unwahrer Weiſe beſeſſen werden, werden dieſe unvollkommeneren geiſtigen Güter in irdiſche und weltliche verwandelt, deren Eigentümlichkeit iſt, daß deren Beſitz auf die eine oder andere Weiſe andere immer ärmer macht. Aber von den wahren Geiſtesgütern gilt es, daß ſie nur in Wahrheit beſeſſen werden können, daß derjenige, der ſie nicht in Wahrheit beſitzt, ſie überhaupt nicht beſitzt!

Dies alſo ſind die inneren Verhältniſſe, die den einen und den andern Reichtum betreffen, und dieſelben müſſen ja dem zu Grunde liegen und den Gedanken dabei beſtimmen, wenn es ſich darum handelt, andere zu bereichern. Auf der einen Seite die irdiſchen Güter (oder doch die unvollkommen-geiſtigen!), deren Beſitz, deren Erwerb an ſich Mißgunſt iſt, und wo darum jede Stunde, jeder Gedanke, der damit zugebracht wird, dieſelben zu beſitzen oder zu erwerben, mißgünſtig wird. Auf der anderen Seite die wahren Geiſtesgüter, deren Beſitz, deren Erwerb an ſich Mitteilung iſt, und bei denen darum jede Stunde, jeder Gedanke, der damit beſchäftigt iſt, dieſelbe zu beſitzen oder zu erwerben, andere bereichert.

Wie kann nun der eine Menſch den andern reich machen? Ja, wer irdiſche Güter hat, der kann ſie direkt mitteilen! Gut, laß uns annehmen, daß er es thut, laß uns einen Augenblick vergeſſen, daß irdiſche Güter doch nicht der wahre Reichtum ſind.

Digitized by Google

Er teilt alſo mit und thut wohl mit dem, was er von irdiſchen Gütern hat. Das läßt ſich ganz ſchnell machen, er kann es einmal im Monat oder eine Stunde jeden Tag thun und doch ſehr viel weggeben. Aber ſiehe, all' die Stunden und Tage, wo er beſchäftigt iſt mit dem Erwerben, Sammeln, Bewahren der irdiſchen Güter, iſt er ſelbſtſüchtig! Ja, ſammelte er auch, um mitzuteilen, ſo lange ſein Gedanke mit den irdiſchen Gütern beſchäftigt iſt, iſt er ſelbſtſüchtig! Dies liegt (in einem gewiſſen Sinne!) ſozuſagen nicht einmal an ihm, es liegt an der weſentlichen Beſchaffenheit der irdiſchen Güter. Dies erweiſt ſich alſo als ein ſehr unvollkommener Weg andere reich zu machen; ſelbſt angenommen, daß, wer die irdiſchen Güter beſitzt, von dieſen nicht verdorben wird, ſondern gern bereit iſt zu geben und mitzuteilen, und ſelbſt wenn wir einen Augenblick vergeſſen wollen, daß irdiſche Güter nicht der wahre Reichtum ſind.

Nein, der wahre Weg, der Weg der Vollkommenheit, um in Wahrheit andere reich zu machen, muß dieſer ſein: Geiſtesgüter mitzuteilen, wobei man übrigens ſelbſt damit beſchäftigt iſt, dieſe Güter zu erwerben und zu beſitzen. Wenn das letztere der Fall iſt, ſo macht ein Menſch in Wahrheit andere reich, und das iſt das Eigentliche, was er thut, ſein einziges Werk, und doch ſeines ganzen Lebens Werk. Die Güter ſind der wahre Reichtum: In der Zeit bereits, wo er ſelbſt ſie erwirbt, iſt er mitteilend und macht unmittelbar andere reich. In der Zeit ſchon, wo er ſie beſitzt, iſt er mitteilend und macht unmittelbar andere reich. Und da er einzig und allein ſich mit dieſem Reichtum beſchäftigt und ſich um ihn kümmert, wird er ja darnach ſtreben, ihn zu vermehren. Aber im Verhältnis zum wahren Reichtum, deſſen Weſen Mitteilung iſt, iſt das Vermehren weſentlich weder mehr noch weniger als die direkte Mitteilung überhaupt, ſofern dieſelbe — nur noch vermehrt. Denn hier iſt es nicht ſo, wie es kleinlich im Verhältnis zum unwahren Reichtum iſt, der wahrlich dadurch nicht vermehrt

Digitized by Google

wird, daß er weggegeben und verschenkt wird. Wenn er nun lehrend, ermahnend, aufmunternd, tröstend diese Güter mitteilt, so macht er schon ganz direkt andere reich.

Laßt uns denn an unser Thema denken: Das Freudige darin, daß, je ärmer ein Mensch wird, desto reicher er andere machen kann. O, du Leidender, wer du auch bist, wenn das Leben dir deinen Reichtum genommen hat, wenn du vom Wohlstand vielleicht in Armut geraten bist, wohlan, wenn du dir helfen lassen und die Wohlmeinung dabei verstehen willst, wohlan, so bist du nun ja auch davon befreit, deine Zeit und deinen Tag und deinen Gedanken zu vergeuden mit dem, womit man sich nur selbstsüchtig beschäftigen kann! Und du bist um so mehr veranlaßt, dich einzig und allein damit zu beschäftigen, die Geistesgüter zu erwerben und zu besitzen — o, und während eines jeden solchen Augenblicks machst du andere reich! Oder wenn das Leben dir dein weltliches Ansehen, deinen Einfluß genommen hat, wohlan, wenn du dir helfen lassen und das Wohlgemeinte darin verstehen willst, wohlan, so wirst du ja auch davon befreit, Zeit und Gedanken darauf zu verwenden, das zu behaupten und zu genießen, womit man sich nur selbstsüchtig beschäftigen kann. Und du bist um so mehr veranlaßt, dich einzig und allein damit zu beschäftigen, die Geistesgüter zu erwerben und zu besitzen — o, und während eines jeden solchen Augenblicks machst du andere reich!

Vielleicht fällt es dir schwer, so arm zu werden, ärmer und ärmer; denn im äußeren Verstande ist es einmal schon entschieden. Vielleicht hängt deine Seele noch am Irdischen, mit dem Verlust selbstsüchtig beschäftigt, wie derjenige, der das Irdische besitzt, mit dem Besitz beschäftigt ist! Ist es denn aber auch so schwer, andere reich zu machen? Laß dich nicht thöricht betrügen! Es sieht so leicht, so bequem aus, etwas Geld den Armen zu geben, wenn man selbst reich ist, einem anderen

Digitized by Google

vorwärts zu helfen, wenn man selbst mächtig ist. Laß dich aber nicht betrügen: Derjenige Mensch, der damit beschäftigt ist Glaube, Hoffnung und Liebe zu erwerben, er, er allein macht andere reich!

So werde denn noch ärmer; denn vielleicht unterhältst du noch das Band eines trügerischen Wunsches mit dem Verlorenen, vielleicht nährst du eine gegen dich selbst verräterische Hoffnung, es wiederzugewinnen. Werde noch ärmer, gieb das Verlorene ganz auf, und trachte allein nach den Geistesgütern, damit du andere reich machen könntest! Gesegnet sei ein jeder solcher Augenblick, eine jede solche Stunde; du thust da wohl — nicht bloß dir selbst, sondern du machst andere reich, du erweisest anderen eine Wohlthat.

Und wenn du dann so recht arm geworden bist, so hast du dir auch je mehr und mehr des Geistes Güter angeeignet. Dann wirst du auch imstande sein, in noch völligerem Maße andere reich zu machen, durch Mitteilen der Geistesgüter, durch Mitteilen dessen, was an sich Mitteilung ist. Je ärmer du wirst, desto seltener werden in deinem Leben die Augenblicke werden, wo du selbstsüchtig mit dir selbst beschäftigt bist, oder mit dem, was an sich selbstsüchtig ist, dem Irdischen, das eines Menschen Gedanken so sehr zu sich zieht, daß er in der Zeit für andere nicht da ist. Je seltener aber solche Augenblicke werden, desto stetiger werden dann die Stunden deines Tages damit ausgefüllt sein, des Geistes Güter zu erwerben und zu besitzen (und vergiß dabei ja nicht, o vergiß nicht, auch wenn du nur dies thust, so machst du andere reich!) oder damit, direkt des Geistes Güter mitzuteilen, und dadurch andere reich zu machen!

Denke dir unser Vorbild, den Herrn Jesus Christus! Er war arm, er machte aber doch wohl andere reich! Und sein Leben drückt ja niemals etwas Zufälliges aus, daß er nur zufälligerweise arm war. Nein, sein Leben ist die wesentliche Wahrheit, und zeigte deshalb, daß, um andere reich zu machen,

Digitized by Google

man ſelbſt arm ſein müſſe. Dies iſt der Gottheit Gedanke, von dem verſchieden, was in des Menſchen Herz aufkam, dem „reichen Mann", der andere reich macht. Denn nicht nur ſind irdiſche Güter nicht der wahre Reichtum, ſondern auch der reiche Mann, wie freigebig er im Geben aus ſeinem Überfluß auch ſei, kann es doch nicht vermeiden, Zeiten zu haben, wo er ſelbſt mit ſeinem Reichtum beſchäftigt iſt; und ſo lange iſt er ja nicht damit beſchäftigt, andere reich zu machen. Er aber war arm, ſo lange er hier auf Erden lebte; darum war ſein Werk, ſo lange er lebte, jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick, andere reich zu machen! Selbſt arm gab er ſich der Arbeit hin, andere reich zu machen, und gerade dadurch, daß er arm war, gab er ſich ihr ganz hin. Er ſtieg nicht vom Himmel herab, um arm zu werden, er ſtieg aber herab, um andere reich zu machen. Aber um andere reich zu machen, mußte er arm ſein. Er wurde arm, nicht als ob dies einmal in ſeinem Leben geſchah, nachdem er vielleicht einige Zeit reich geweſen war! Doch wurde er arm, denn das war ſein eigener, freier Entſchluß, ſeine Wahl. Er wurde arm, und blieb es in jedem Sinne, in jeder Weiſe. Er lebte wie ausgeſtoßen aus der menſchlichen „Geſellſchaft". Er verkehrte (o, der Leichtſinn, mit ſeinem Anſehen ſo zu ſpaßen; o, unverantwortliche Gleichgültigkeit gegen das Urteil anderer, gegen das „was man ſagt"; o Frechheit, die ja ſelbſtverſchuldet ihn tief, tief „in aller Augen" herabſetzen mußte!), nur mit Sündern und Zöllnern! Alſo wurde er arm, um andere reich zu machen. — Denke an den Apoſtel Paulus, der dieſe Worte eben ſagt: „Selber arm, machen wir andere reich." Der Apoſtel fand ſich ruhig hinein, arm zu ſein, in Armut aus der menſchlichen Geſellſchaft ausgeſchloſſen, ohne auch nur eine Gattin zu haben, der er angehörte, oder die ihm angehörte, er fand ſich ruhig darein; und warum wohl, wenn nicht eben darum, daß er hierin den Weg fand, andere reich zu machen?

Digitized by Google

So iſt dieſes denn das Freudige, daß, je ärmer du wirſt, deſto reicher kannſt du andere machen. O, daß die Welt dir alles nimmt, oder daß du die ganze Welt verlierſt, das hat im Grunde nichts zu bedeuten, ja es iſt ſogar das Beſte, wenn du es nur als das Beſte für dich annimmſt! Im Augenblick der Verzweiflung gerade, wenn die Not am größten iſt, iſt die Hülfe am nächſten, die Veränderung, die unendlich alles verändert: Daß nämlich du, der Arme, der Reiche biſt — denn wahrer Reichtum iſt das doch wohl, andere reich zu machen! Alſo liegt auch hierin die Freude verborgen. Denn (und ſo wünſchen wir jede dieſer Reden zu beſchließen, damit es recht klar werde, worüber wir reden, und klar, weshalb in ganz anderer Weiſe von ewig-Verſchiedenem geredet werden muß) nur die Sünde iſt des Menſchen Verderben! — —

Digitized by Google

Anhang

S. Kierkegaard's Familie und Privatleben.

Originalauszüge
aus einer nur als Manuſkript gedruckten
und daher wenig bekannten
däniſchen Schrift von Sören Kierkegaard's Nichte,
Fräulein A. Lund.

Überſetzt von Julie von Reincke.

Digitized by Google

Digitized by Google

S. Kierkegaards Vater im Alter.

(Nach einer alten Photographie.)

Digitized by Google

1.

Obgleich ein ernſter, beinah ſtrenger Grundton in dem Kierkegaard'ſchen Vaterhauſe herrſchte, habe ich doch noch den Eindruck, daß in demſelben auch für jugendliche Lebhaftigkeit und friſche Raum war, ob auch von ſinnigerer heimiſcherer Art, als man ſie jetzt gewohnt iſt; ſo ſtand denn dieſes Haus auch einer gewiſſen altmodiſchen Gaſtfreiheit offen. Von den jungen Leuten, die Onkel Peter Kierkegaard beſuchten, waren die meiſten künftige Theologen. Eine richtige Pfarrfamilie war auch die Boeſen'ſche, die dort viel verkehrte. Großvaters Bekanntſchaft mit Juſtizrat Boeſen, dem Vater einer zahlreichen Kinderſchar, von denen mehrere mit den Kierkegaard'ſchen Kindern gleichaltrig waren, ſtammte von der Brüdergemeinde her, deren Mitglieder beide Brüder Boeſen waren.

Wenn ich an das Leben zurückdenke, das ſich in Großvaters Hauſe regte, kommt es mir vor, wie wenn ich weit zurückgeführt werde von dem Strom der Zeit, an einen Ort, wohin nicht der entfernteſte Laut aus unſerer haſtigen, eiſenbahnartigen Zeit drang. Nein, Hetze und Haſt kannte man in dieſem Hauſe nicht! Man bereitete ſich im Gegenteil zu allem mit Muße und Gelaſſenheit vor; worauf Onkel Sörens neckiſche Bemerkung, daß man zu Hauſe das Weißbrod zur Geſellſchaft 14 Tage vorher einkaufe, ihren Bezug haben mochte.

Es wird auch erzählt, als Beiſpiel für die dort herrſchende Gelaſſenheit und den konſervativen Sinn, daß der Konfirmanden-

Digitized by Google

anzug für das nächstfolgende Kind zugleich mit dem Anzug des zum Pastor gehenden eingekauft und zugeschnitten wurde.

Zur guten Ordnung, die in Großvater K. ihren Vertreter fand, gehörte es auch, daß die Söhne so viel als möglich verschiedene Lebensstellungen einnähmen; so daß nicht alle z. B. den Gelehrtenstand wählen durften, sondern der Eine Kaufmann, der Andere Seemann werden, der Dritte in ein Bankgeschäft eintreten mußte. Und hatte Großvater einmal eine Ansicht gewonnen, so war er auch der Mann, um sie durchzusetzen. Folglich, da Onkel Peter studierte, sollte und mußte Onkel Niels in den Handel eintreten, obgleich sein ganzer Sinn auf Bücher gerichtet war, was auch eine beständige Quelle des Kummers in seinem übrigens kurzen Leben war, da er sich dadurch nie auf dem richtigen Platz fühlte. Er starb 1832 in Nordamerika an einem typhösen Fieber, ein Jahr nachdem er das elterliche Haus verlassen hatte.

Die Töchter wurden in einem so altmodischen Hause auch nicht sehr bevorzugt. Nach Großvaters Ansicht brauchten die Mädchen nicht viel Gelehrsamkeit; dagegen mußten sie früh angehalten werden, ihre „belesseneren" Brüder zu bedienen und sich im Hause nützlich zu machen. Glücklicherweise waren beide Töchter, Petréa und Nicoline, so reich begabt und mit natürlicher Anmut ausgestattet, daß die möglichen Mängel in den Schulkenntnissen nie verspürt wurden.

2.

Mutter hatte drei Brüder, von denen Peter, später Bischof in Aalborg, der älteste war, darnach kam Niels, welcher in jungen Jahren in Amerika starb. Und zuletzt der später so bekannte Schriftsteller Sören Kierkegaard, damals nicht viel mehr als ein Knabe von schmächtigem und zartem Äußeren, der in einem rotkohlfarbigen Anzuge herumlief und vom Vater

Digitized by Google

wegen der frühzeitig entwickelten Neigung zu satirischen Bemerkungen gewöhnlich „die Gabel“ genannt wurde.

Großvater und Großmutter Kierkegaard hatten außer den hier erwähnten noch zwei Kinder gehabt. Das älteste, eine Tochter, war erwachsen gestorben, an welcher Krankheit bin ich mir nicht bewußt gehört zu haben. Das jüngere, ein halberwachsener kräftiger Knabe, starb dagegen infolge eines Schlages auf den Kopf, welchen er beim Spielen in der Schule erhalten hatte. Von der ganzen blühenden Schar überlebten nur Onkel Peter und Onkel Sören ihren alten Vater. Großmutter mag gestorben sein bald nachdem, in kurzen Zwischenräumen, die Töchter und Onkel Niels hinweggerafft waren.

Großmutter war Großvaters zweite Frau. Seine erste Frau, Christine Nielsdatter Røyen, starb kinderlos 1796. Unser aller Großmutter Anna war eine geborene Lund, aber mit Vaters Familie dieses Namens nicht verwandt.

Ich erinnere mich ihrer gar nicht; aber in der Familie wurde von ihr gesprochen, wie von einer vortrefflichen kleinen Frau mit gleichmäßigem und vergnügtem Sinn. Der Söhne Entwicklung ging über ihren Kopf hinweg und in ihrem bekümmerten Herzen betrachtete sie diesen hohen Geistesflug wie eine Flucht aus jener Stätte, wo sie sich heimisch fühlte und wo sie so gerne auch ihre Kinder behalten hätte. Darum war sie nie so sehr in ihrem Elemente, als wenn eine kleine Unpäßlichkeit die Knaben unter ihr Regiment zurückzwang. Besonders zufrieden war sie, wenn sie sie stille zu Bett bringen konnte; denn dann schwang sie in Frieden ihr Scepter und hegte und pflegte sie wie die Henne ihre Küchlein. Auch die Großkinder fühlten sich wohl in ihrer mütterlichen Liebe. Die kleine gebeugte Gestalt brauchte oft nur auf der Thürschwelle des Kinderzimmers zu erscheinen, da verstummte das Weinen und Schreien und der Widerspenstige schlummerte bald darauf süß in ihrer sanften Umarmung.

Digitized by Google

3.

Großvater überlebte mindestens um 4 Jahre alle diese Todesfälle, und wir Kinder besuchten ihn oft, besonders nachdem wir in Vaters Haus auf dem Gammel Torv eingezogen waren, während Großvater auf dem Nytorv, zwischen der Apotheke und dem Rathause, sein altes Haus bewohnte, wo später eine Gedenktafel an Onkel Sören angebracht wurde.

Sehr lebhaft erinnere ich mich Großvaters alt-ehrwürdiger Gestalt, in dem langen staubfarbigen Rock, die Beinkleider in die engen Stiefelschafte gesteckt, einen soliden Stock mit goldenem Knopf in der Hand und, was nicht zum wenigsten uns Kinder interessierte — mit Taschen voll Pfefferkuchen! Er war kräftig gebaut, seine Gesichtszüge waren fest und geschlossen, die Haltung des Kopfes etwas vorgebeugt, während die Augen einen Ausdruck hatten, als ob sie noch träumend über die jütländische Haide ausschauten, dahin, wo er als Kind seine Schafe gehütet hatte! Doch ging sein Träumen jetzt gewiß weit über die engen Grenzen dieser Erde hinaus, um seiner Sehnsucht Ziel zu erreichen, der Ewigkeit Land, wonach der Greis mit seiner Seele ganzem Verlangen trachtete! Es war wie ein stilles Heimweh, das ihn beherrschte und besonders seine letzten Tage zu einer Pilgerschaft im fremden Lande machte. Doch darf daraus keineswegs der Schluß gemacht werden, als ob seine Persönlichkeit einen traurigen oder kränklichen Eindruck gemacht hätte; dazu war seine Rede zu lebhaft und klar, sein ganzes Auftreten zu kräftig. Eher konnte seine Ruhe im Kummer diejenigen verwundern, denen sein Gedankengang unbekannt war. Oder er konnte vielleicht weniger teilnehmend erscheinen, denn er hatte sich gewöhnt des Lebens Sorge und Kummer mit andern Augen zu betrachten, als die weltlich gesinnteren Naturen. Zugleich war er aber stets bereit mit Rat und That zu helfen, wo er nur irgend konnte.

Als er, bald nach einander, seine beiden geliebten Töchter

Digitized by Google

verlor, beugte er wohl sein altes graues Haupt noch tiefer, aber dennoch faltete er seine Hände und „lobte Gott, der es gegeben und genommen hatte". Und da die Flammen sein Haus einschlossen und er eben so plötzlich wie unerwartet vor dieses Schauspiel gestellt wurde, legte er mit derselben Ruhe sein zeitliches Wohlergehen in Gottes Hände, indem er beinah mit feierlicher Freudigkeit hinging, um das anzuordnen, was noch angeordnet werden konnte. Dagegen ließ er sich zuweilen von kleinen Widerwärtigkeiten überraschen, so daß die Schwermut seiner Natur offenbar wurde. Schwermut war wohl recht eigentlich sein tägliches Kreuz.

Großvater hatte sich in seinem 40. Jahr aus dem Geschäft zurückgezogen und brachte seitdem seine Zeit meist mit philosophischen Studien zu. Besonders viel las er den deutschen Philosophen Chr. Wolff und da er in allem sehr gründlich war, ja beinahe peinlich genau und eindringend, so werden sich seine Beschäftigungen bestimmt nicht auf der Oberfläche gehalten haben. Wie es ihm, dem armen Bauernknaben, der mit leeren Händen herüberkam, geglückt war, ein für seine Zeit ansehnliches Vermögen zu erwerben, würde mir unbegreiflich sein, wenn ich die Sache nicht näher kennen würde. Finanzielles Talent konnte ich ihm nicht zutrauen, während seine Ehrlichkeit von beinah zu ängstlicher Gewissenhaftigkeit war. Ordnung und Mäßigkeit, wenn auch letztere an die äußerste Bedürfnislosigkeit und Abhärtung grenzte, waren auch nicht Erklärungsgrund genug. Es gehörte Glück, ein sonderbares Glück dazu, das für die meisten andern Unglück und Ruin war; und es kam mit den im Januar 1813 erlassenen Verordnungen, die mit einem Schlage manchen reichen Mann zum Bettler und sein Besitztum in Wertpapieren und Geld zu unwirklichen Größen machte! Die königlichen Obligationen waren die einzigen Wertpapiere, die dem allgemeinen Zusammensturz entgingen, und zu den Glücklichen, die in deren Besitz waren, gehörte auch Großvater. Damit entging er nicht

Digitized by Google

nur dem Verluſte ſeines kleinen Vermögens, ſondern ſah es ſogar anwachſen in demſelben Maße, wie alles um ihn herum ſank, während die in den folgenden Jahren ſtets ſteigenden Konjunkturen das Werk vollendeten. Man brauchte damals nichts anderes zu thun, als ſtille zu ſitzen und das feſtzuhalten, was man einmal hatte, damit ein Vermögen von ſelbſt wachſe.

4.

Wenn wir, Kinder beider Familien, von der Köbmagergade und vom Gammel Torv, einen Abend bei Großvater zubrachten, war immer das Feſt und die Freude groß. Ein langer, nach altem Brauch wohlbeſetzter, Tiſch erwartete uns, und darnach verſchiedene Geſellſchafts- und Kartenſpiele wie „Schwarzer Peter" und „Halb Zwölf". Allerdings durften mein Bruder und ich mancherlei Tafelfreuden nicht mit genießen. Preßkopf und andere ſaure und fette Speiſen, die doch gerade beſonders intereſſant ausſahen, durften wir nämlich, unter ſtrengſtem Verbot, auch nicht anrühren. Jungfer Möller, Großvaters manierliche, ſteife, aber äußerſt gutmütige Haushälterin, ſchüttelte dann ärgerlich den Kopf mit der Bemerkung: „Es ſind immer ſo viele Dinge, die die Kinder vom Gammel Torv nicht mögen", aber Großvater parierte den Wink. Da gab es keine „Milchbrödchen-Gutmütigkeit", Gehorſam war für ihn nicht nur eine der Grundſäulen, ſondern die Grundſäule.

Onkel Peter war bei dieſen Kinderfeſten höchſt ſelten zugegen, dagegen fand ſich Onkel Sören immer ein, wenigſtens zum Schluß des Abends. Und von da an fängt recht eigentlich meine Erinnerung an ihn an, ja, es kommt mir vor, als beginne ſie von einem ganz beſtimmten Augenblick, wo ich ihn in die Thür eintreten und den Hut von ſeinem ſtarken blonden Haar abnehmen ſah, während er uns vergnügt zunickte. Und hier kann ich nicht umhin, eine kleine Bemerkung zu machen:

Digitized by Google

daß das jüngere Geschlecht, das sein Äußeres beinah nur aus der Zeichnung im „Korsar" kennen konnte, oder höchstens ihn in seiner letzten Lebenszeit gesehen hatte, kurz bevor er einer zehrenden Krankheit erlag, sich ihn beinah wie eine Karikatur vorstellt, ist nicht zu verwundern. Aber ich erinnere mich, daß es mich ein paar Jahre darauf wunderte, eine ähnliche, wenn auch nicht so weitgehende Auffassung zu finden in einem sehr schön verfaßten Artikel, der allgemein Prof. Br.(öcher) zugeschrieben wird. Wie kann man da ironisch ausrufen: „Sehr zahlreich waren seine körperlichen Vorzüge nicht!" wenn man nur einmal mit ihm intim gesprochen, nur einmal sein geistreiches Gesicht und die ganze feine Gestalt gesehen hatte?! Auf der kleinen Bleistiftzeichnung, welche ich von ihm besitze, hat die Nase einen zu feinen, aristokratischen Schwung bekommen, welches an Lytton Bulwers Jugendportrait erinnert; Onkel Sörens Nase war, obgleich gebogen, doch kühner und fleischiger. Dagegen sind Mund und Augen, die Kopfform und die Fülle des Haares vortrefflich. Die Haltung ist auch sehr charakteristisch. Sein Mund war groß; aber andererseits welch' reiche Skala der verschiedensten Stimmungen fand nicht in den Schwunglinien desselben ihren wechselvollen Ausdruck, von der milden Wehmut und Zärtlichkeit an, bis zum kecken Trotz und feiner Ironie, wobei letztere der nicht zum mindesten vorherrschende Zug war! Und nun die Augen! Sie verloren nichts mit den Jahren, ihr natürlicher seelenvoller Ausdruck erhielt nur noch einen verstärkten Glanz, sie leuchteten wie Sterne, als ich ihn zum Abschied im Hospital sah!

5.

Da Mutter und deren Geschwister mit den Kindern des Agerskov'schen Hauses gleichaltrig waren, wurde viel miteinanderverkehrt; aber besonders war es Onkel Sören, der als Knabe häufig das Haus besuchte. So war es denn auch während eines

Digitized by Google

solchen Aufenthalts, als sie auf dem Buddinge-Felde spielten, daß er von einem Baume fiel und einen Stoß im Rücken erhielt, dem er selbst eine Bedeutung für sein ganzes späteres Befinden zuschrieb. Es war dies das erste Glied in der Kette der Schmerzen, die ihn auf seinem einsamen Wege begleiten sollten. Er selbst erzählte mir einmal, wie sehr die alte Frau Agerskov bei dieser Gelegenheit ihm imponiert hätte, als sie in ihrer sinnigen Weise, aufrichtig betrübt, ausgerufen hatte: „Liebes Kind, mögest du in deinem Leben mir einmal eine so große Freude machen, wie du mir heute Sorge bereitet hast!“

Mutter war als junge Frau bei diesem Vorfall zugegen und mußte den blassen, leidenden Knaben wegführen, dessen Thränen langsam und ständig, wie eine unversiegbare Quelle niederrannen. Sie drückte als Balsam für seine Wunde ein kleines Geldstück in seine Hand; unverzügliche ärztliche Hilfe wäre gewiß besser am Platz gewesen, doch keiner dachte daran...

6.

Unser eigenes Haus in Nörrebro (einem Stadtteil Kopenhagens), in den sogenannten kleinen Alleen zwischen dem Peblingsee und dem Wall, war von einem Garten, oder vielmehr von lauter Gärten umgeben. Breite Gänge, welche für alle Einwohner zugänglich waren, trennten und vereinigten zugleich diese kleineren Teile zu einem gemeinsamen blühenden Ganzen, dessen äußerste Grenze zum See und zu den weitläufigen Zimmermannplätzen hin, mit einer Geisblattlaube geschmückt war. Hier standen Vater und Mutter oft bei Sonnenuntergang an milden Sommerabenden und schauten über den errötenden See hinweg auf das gegenüberliegende Ufer, wo statt der sich jetzt erhebenden Häuserreihe, die Einsamkeit und der Friede noch größer schienen als diesseits. Doch wenn auch ihr Haus nach den da-

Digitized by Google

maligen Begriffen einsam und abgelegen genug war, und besonders während der dunklen und kalten Jahreszeit nicht viele dem Wetter Trotz bieten wollten, um sie zu besuchen, so war doch Onkel Sören einer der Treuen. Oft traf Vater, wenn er von der Bank, wo er angestellt war, heim kam, beide Geschwister wie Kinder miteinander spielend und fechtend. Meine Mutter liebte innig den zarten, schmächtigen Bruder, und er erwiderte ihre Gefühle und suchte ihre Gesellschaft so oft er konnte. Ich erinnere mich, wie Vater später einmal ohne äußere Veranlassung in die Worte ausbrach: „Ja, es war gut, daß Gott ihre Augen schloß; wie würde sie es ertragen haben, den Bruder, um den sie so besorgt war, sich in einen solchen Kampf einlassen zu sehen!“ Und Onkel Sören, ja, wenn es ihm auch gelungen war, seine Gedanken von aller irdischen Rücksicht zu befreien, — noch schwerer wäre es ihm doch gewesen, so mit der ganzen Welt zu brechen, wie er sich dazu berufen fühlte, wenn Gott nicht so manche hemmenden Bande für ihn gelöst hätte. Er nahm seine Lieben von dem Schauplatz dieses Lebens weg und stellte ihn so allein dahin, daß er nur in einer stillen Friedensstunde, in einem seligen Abendtraum (wie er seine Stimmung auf dem Gilberge im nördlichen Seeland schildert), „in deren Umarmung weilen, sich so wohl fühlen konnte in ihrer Mitte, und gleichsam außerhalb seines Körpers mit ihnen in höheren Regionen schwebte.“

7.

Ein Sommeraufenthalt bei Tillis Eltern*) in Lyngby ist mir lebhaft in Erinnerung. Auf einem ziemlich ausgedehnten Flächenraum mit Gärten und Wiesen, die sich bis zur Aa (Bach)

*) Cecilie Agerskov, deren Mutter mit Großvater Kierkegaards erster Frau verwandt war. Der Aufenthalt in Lyngby ohngefähr im Jahre 1836/37.

Digitized by Google

beim „Sorgenfrei-Walde" hinſtreckten, hatten ſie nämlich in ihren letzten Lebensjahren eine Waſch- und Bleichanſtalt eingerichtet. — Da es dort im Hauſe viele Zimmer gab, die keine Verwendung fanden, wurden einige derſelben in einem Seitenflügel als Sommeraufenthalt an Onkel Sören vermietet. — Onkel Sören, den ich ſeit meines Vaters (zweiter) Heirat ſonſt nur ſelten ſehen konnte, nahm ſich unſer in dieſer Ferienzeit eifrig an. Und wenn es auch — was mich anbetrifft — oft auf etwas Neckerei hinauslief, ſo daß ich anfangs, ſobald ich nur die ſchlanke Geſtalt erblickte, oder das kurze halbgequetſchte Lachen hörte, das gleichſam den ganzen Körper ſchüttelte, bei mir ſelbſt zu denken geneigt war: „Na, jetzt iſt's mit dem Frieden vorbei!" — ſo währte es doch nicht lange, da ahnte ich hinter dem neckiſchen Weſen eine verborgene Vorliebe und Zärtlichkeit und meine Unerſchrockenheit und Freude ihn zu ſehen, kehrten bald wieder zurück. Je flinker die Antworten lauteten, deſto mehr ergötzte ſich Onkel Sören, und ſein kurzes gluckſendes Lachen wurde geradezu anſteckend. In Ermangelung eines glücklichen Einfalles, oder auf der Spitze des Übermutes, war ich einmal in der Hitze des Gefechtes ſo „ſchlagfertig", ihm eine Ohrfeige ſtatt Antwort zu geben. Onkel Sören hätte nun mit gutem Grunde ſagen können, wie jener Mann, dem ſein Gegner um ſeines Rechtes willen ins Antlitz ſpuckte: „Ja, das beweiſt nichts," und einen Augenblick lang ſah es auch aus, als ob eine noch ſchärfere Bemerkung über meinem Haupte ſchwebe. Aber meine ſichtbare Beſtürzung brachte ihn vermutlich auf andere Gedanken, denn ein gutmütiges, unwiderſtehliches Lachen klärte gleich darnach die Sache auf. Lange konnte er wohl auf „Brillenmadam" nicht böſe ſein; ſo nannte er mich gewöhnlich, um ſich über meine Neigung luſtig zu machen, ſtill zu ſitzen und vor mich hin zu ſtieren, während die ganze Außenwelt vergeſſen war, — eine Neigung, die er ſelbſt in viel höherem Grade beſaß! Viele Jahre darnach, im Sommer 1856, kam ich von einem Beſuche

Digitized by Google

bei Verwandten in die Gegend von Lyngby; da wurde jene Scene und das ganze fröhliche Sommerferienleben wieder lebendig in meiner Erinnerung. Die Abendglocken läuteten wie damals, und die Vögel, ja „der ganze Chor der Sänger, der im Lyngby-Walde wohnt", sang, während die Sonne ihren Abschiedsblick über die stille, träumende Wiese sandte. Aber wo waren sie nur alle geblieben, die muntern Kinderstimmen, die damals mit ihren Freudenrufen die Luft erfüllten? Der alte Garten stand so leer und traurig da, als ob er mit mir sich grämen und weinen könnte. Denn eine Stimme, von den vielen Stimmen jener Tage, war ja für immer verschwunden; einen treuen Liebhaber der milden friedlichen Natur sollte kein Sommer mehr hierher zurückrufen; sein Scherzen, seine Wehmut, sein kurzes, neckisches Lachen und die große, zurückgedrängte Zärtlichkeit — das alles war jetzt nur eine Erinnerung, wie so vieles andere Liebe und Bekannte! —

8.

In die Schule trat ich wieder ein als ich zehn Jahre alt war trotz meiner Mutter Antipathie gegen Mädchenschulen. Denn Onkel Sören, der sonst nicht geneigt war, in irgend einer Weise in die Pläne der Eltern einzugreifen, machte diesmal seinen ganzen Einfluß geltend, da er meinte, daß ich zu schwermütig angelegt sei, um die einsame Lebensweise zu ertragen, die der Hausunterricht mit sich bringt. Ob es nun war, um das günstige Resultat seiner Unterhandlungen in dieser Angelegenheit zu feiern, daß er mich bald darauf einlud, mit ihm nach Lyngby zu fahren, weiß ich nicht. Aber ich erinnere mich, daß die Spazierfahrt an einem schönen Herbsttage ausgeführt wurde, und daß meine Cousine und die „großen Vettern" auch mitkamen. Die Fahrt wurde unter großer Munterkeit zurückgelegt, wobei viele Geschichten erzählt wurden, die die Schule und den bevorstehenden Schulbesuch zum Gegenstand hatten. Mit Schreck hörte

Digitized by Google

ich von verſchiedenen Beiſpielen, wie ſcharf es hergehen konnte; und dies Gefühl nahm nicht gerade ab durch das lebhafte Vorführen des Schlußtableaus, worin Onkel Sören ein Meiſter war, und wo „mein Name volle vierzehn Tage auf der ſchwarzen Tafel ſtehen" mußte, damit man ſich an denſelben gewöhne, bevor die Perſon ſelbſt in Augenſchein genommen werden ſollte. Aber ebenſo unverdroſſen wie er necken konnte, ebenſo zärtlich nahm er ſich unſer an. Mich hüllte er auf dem Heimwege in ſeinen großen Reiſemantel ein, und wir hielten uns alle ſtille und nickten in behaglichem Halbſchlummer, oder betrachteten den Himmel in ſeiner beſtändig wechſelnden Phyſionomie, — während Onkel Sören in tiefes Nachdenken verſunken war.

9.

Im Spätſommer 1838 ſtarb Großvater Kierkegaard; ich erinnere mich ſehr deutlich, daß wir an einem der Tage, wo er krank war, bei Onkel Chriſtian zum Beſuch waren und daß Onkel Sören, der das Ganze ſehr leicht nahm und es wie eine kleine Unpäßlichkeit betrachtete, gerade zu gleicher Zeit mit uns hinkam. Großvater war 84 Jahre alt und noch ſo kräftig, daß keiner an ſeinen nahe bevorſtehenden Heimgang dachte. Dennoch fand der Arzt es nicht ratſam, daß er, ſeiner langjährigen Gewohnheit gemäß, ein Vomitiv einnehme; aber Großvater hielt an alten Gewohnheiten feſt, und wollte ſich nichts ſagen laſſen. Es zeigte ſich jedoch, daß der Arzt Recht gehabt hatte: Großvater ſtarb ein paar Tage darnach an der dadurch hervorgerufenen Überanſtrengung, — ruhig und ſtille! Onkel Sören kaufte das Haus nach ſeinem Tode und bewohnte mehrere Jahre einen Teil der alten Wohnung, während Onkel Peter längere Zeit und zu verſchiedenen Malen den andern Flügel benutzte.

Welchen Kummer des Vaters Verluſt Onkel Sören verurſacht hatte, iſt mir erſt ſpäter klar geworden. Vielleicht hat

Digitized by Google

sich bei ihm zum Kummer auch noch eine gewisse Reue hinzugesellt, außer derjenigen, die wir stets beim Verluste unserer Lieben fühlen müssen, — denn wir sind immer ihre Schuldner. Aber was Onkel Sören anbetrifft, so war dabei noch das ganz Spezielle, daß er den vom Vater so lange gehegten Wunsch nicht erfüllt hatte, ihn als Kanditat zu sehen. „Vater meint, daß das eigentliche Kanaan auf der andern Seite des theologischen Reifezeugnisses liege, aber besteigt dabei, wie Moses einstmals, nur den Tabor (Nebo?) und berichtet, daß ich nie hineinkommen werde;" so schreibt er schon 1835 in einem Briefe an Onkel Wilhelm nach Brasilien, welcher in den „Nachgelassenen Papieren" (1833—1843) aufgenommen ist. Und dem Großvater konnte allerdings Onkel Sörens damalige übergroße Neigung für zusammenhangslose (?) vielseitige Lektüre und seine scheinbare Unthätigkeit wie eine beängstigende Erscheinung vorkommen, während es sich erst später, nachdem er als Schriftsteller auftrat, zeigte, daß diese Jahre keineswegs verloren gewesen waren. Die Erinnerung an des Vaters Bekümmernis war mittlerweile eine schwere Bürde für Onkels Sörens schwermütige Natur, eine Bürde, die vielleicht, dem Schatten gleich, durch die Entfernung wächst; und daß der Tod den kräftigen Greis so plötzlich hinwegriß, konnte nur dazu beitragen, den Eindruck noch zu verstärken. Gleichwohl setzte er seine alte Lebensweise fort, besuchte wie gewöhnlich Cafés und spazierte ebenso eifrig auf den Straßen; nur von 7—11 jeden Abend empfing er keinen Besuch. Während dieser Stunden studierte er fleißig und in kurzem war er zu dem von Großvater so sehnlich gewünschten Amtsexamen bereit.

10.

Nach Großvaters Tode war Onkel Christians (des Mannes von Ks. verstorbener Schwester P.) Haus der eigent-

Digitized by Google

liche Sammelplatz für die Kinder, wie für die erwachsenen Mitglieder der Verwandtschaft. — Neben dem großen Saal befand sich ein kleineres Zimmer, die sogenannte „blaue Stube", und hinter dieser das Schweizerkabinett, wie es genannt wurde, der von Prof. Lorenzen gemalten Schweizeransichten wegen, die die Wände schmückten. Wenn man die Zimmerreihe weiter fortsetzte, gelangte man in das tägliche Speisezimmer. Hier, bei Onkel Christian, trafen nun zu den verschiedenen jährlichen Festen die Verwandten zusammen, und diese Zusammenkünfte trugen nicht wenig dazu bei, das Gefühl der verwandtschaftlichen Zusammengehörigkeit und die Familientraditionen zu befestigen. Sie mögen vielleicht auch recht lebhaft gewesen sein, aber während der ganzen ersten Zeit war ich zu jung, um eine klare Vorstellung davon zu haben; denn obgleich auch die Kinder zugegen waren, so waren es doch die Erwachsenen, die die Hauptrolle spielten. Für mich war das Ganze vielmehr ein großes Panorama, wovon ich mir beim wiederholten Vorüberlaufen die hübschesten Punkte zu näherer Betrachtung auswählte.

Auf dem Sopha, das im Hintergrunde des ziemlich tiefen Schweizerkabinetts stand, saß unabänderlich an jedem größeren Festtage eine Frauengestalt, die ich nie zu betrachten vergaß. Schon durch ihre Tracht zog sie die Aufmerksamkeit auf sich, denn diese war altmodisch, ungefähr so, wie ich sie von Großmutters Gemälde her kannte; auch ihr ganzes Äußere, mit ihrer ruhigen, unveränderlichen Schönheit erinnerte mich an ein Gemälde, aber welch' schönes Gemälde! Die Haube, mit dem großen Hutkopf, war mit weißem Taft gefüttert; mit einer breiten Krause, mit schwerem Bande reich besetzt, schloß sie das ovale Antlitz mit den leicht geröteten Wangen fest ein. Die Nase war schön geformt, die Augenbrauen dunkel und fein gezeichnet, so daß sie in höchst charakteristischer Weise von dem Kopfputze und der beinah wachsklaren Gesichtsfarbe abstachen. Das Atlaskleid war, wie auch die Haube, beständig nach der-

Digitized by Google

ſelben Façon gemacht und wurde von einigen koſtbaren Stecknadeln vorn zuſammengehalten; nur die Farbe wechſelte zwiſchen einem feinen Hellgrau und einem wunderbar ſchönen Rot, das ſich im reichen Stoff prächtig ausnahm — ja, es hätte eines Malers Auge erfreuen können! Das war Tante Jens Lund, die Witwe des ſogenannten „blauen Lund“ (er trug immer einen dunkelblauen Anzug), und Mutter von zwölf Kindern, von denen neun noch am Leben waren. Ihr zur Seite hatte eine kleine gebückte Geſtalt mit bemerkenswert ſchönem Teint und mildem Geſichtsausdruck ihren ebenfalls geſicherten Platz. Das war die „alte Tante“, Troel Lunds Witwe und gleichfalls Mutter einer ganzen Kinderſchar, unter der ſich würdige Repräſentanten jugendlicher Schönheit fanden. Wie eine friſche, im Frühlingsſonnenglanz blinkende Quelle, ſteht ihre Tochter Frau Marie Falbe vor mir. Sie ſtrahlte in Geſundheit und Lebensfülle; mit ſchelmiſchen Augen, welligem, nußbraunem Haar, Lachgrübchen in den Wangen und mit Zähnen wie eine Perlenſchnur in dem etwas großen, aber friſchen und wohlgebildeten Munde. — Onkel Peter beteiligte ſich zuweilen an dieſen Feſtlichkeiten, während Onkel Sören ſich mit einem kurzen Beſuche begnügte, den er auf die Nachmittagsſtunde hinausſchob, in der er auch ſonſt bei Onkel Chriſtian vorzuſprechen pflegte. Er plauderte dann ein wenig mit jedem einzelnen, freute ſich aber auch des Anblickes der beiden Frauen, die, jede in ihrer Art, wirklich ſo ſchön waren, daß man ihresgleichen kaum finden könnte. Als die Kinder herangewachſen waren, wurden auch Kinderfeſte veranſtaltet. Ich erinnere mich des erſten Kinderballs und wie gedrückt ich mich fühlte bei der erſten Bekanntſchaft mit der Kopenhagener kleinen Damenwelt, weil ſie trotz der kurzen Kleider und des Hängezopfes ſchon nicht wenig von den routinierten Balldamen an ſich hatte. Den jungen Herren, meiner Vetter Kameraden, kam es anfangs entſchieden mehr darauf an, ſich mit Onkel Sören, ihrem erklärten Liebling, zu amüſieren

Digitized by Google

und mit ihm zu fechten, als die Freuden des Tanzes zu koſten; es wurde immer wieder zum Tanze aufgeſpielt, aber keiner erſchien, um ſeine Dame zu holen. Endlich brach ein Kavalier doch das Eis und trat raſch in die Mitte der verſammelten Mädchen — aber o weh! Statt ſich eine jener imponierenden Damen zu holen, verbeugte er ſich in ſeiner Verwirrung vor mir, der Unwürdigſten und Jüngſten im Kreiſe! Ueber einen ſo unerwarteten Vorfall beſtürzt, ſchüttelte ich verneinend mit dem Kopfe, aber das half nichts, die anderen ſtießen mich an und flüſterten mir zu, ich ſolle gehen; denn was es hieß „engagiert", verſtand ich ganz und gar nicht. Nach dieſem mißglückten Anfang mußte notwendigerweiſe eine kleine Pauſe eintreten, ehe ein neuer Held, und diesmal mit beſſerem Erfolg, ſich wieder hereinwagte; bald darnach ertönte ein Walzer und der Tanz war endlich in vollem Gange.

II.

Da wir bald nach meinem Eintritt in die Schule mit der Nachricht überraſcht wurden, daß Onkel Sören ſich verlobt habe, ſollte ich auch in Onkel Chriſtians Hauſe die „neue Tante" zum erſtenmal ſehen. Das war ein allerliebſtes achtzehnjähriges Mädchen, mit uns Kindern bis aufs Äußerſte zärtlich und um unſere Gegenliebe eifrig bemüht; was im gegebenen Falle nicht gerade ſchwer war! Bald darauf wurden wir in das Haus ihrer Eltern eingeladen, wo alle, und nicht zum wenigſten Onkel Sören ſelbſt, ihr Möglichſtes thaten, um uns vergnüglich zu unterhalten.

Aus den Fenſtern ihres väterlichen Hauſes erinnere ich mich auch den Einzug der Prinzeſſin Marianne, der Braut des Kronprinzen, geſehen zu haben. Aus dieſem Anlaß fand ſich bei „Reginas" Eltern eine große Verſammlung ein, und beſonders viele Damen, und alle fragten eifrigſt nach ihrem Verlobten.

Digitized by Google

Aber er war, zu ihrer großen Verwunderung, gerade an diesem Tage mit seinem zukünftigen Schwiegervater in den Wald gegangen; er war übrigens nicht der einzige, der damals Sonderbarkeiten hatte!

Im Laufe des Sommers war Reginas Geburtstag, und ich erhielt die Erlaubnis, sie zu besuchen. Sie war liebevoll wie gewöhnlich, aber es schien mir doch, als ob ich auf dem bisher so hellen Himmel Schatten wahrnähme. Beim Abschied begleitete sie mich durch den Hof bis zu Slotsholmside. Hier sagten wir einander noch einmal Lebewohl, und noch lange sah ich sie im klaren Sonnenschein, mit der Hand vor den Augen auf demselben Fleck stehen und mir noch einen letzten Gruß zunicken. Daß es wirklich „der letzte" werden würde, wußte ich damals noch nicht, und doch ging ich heim mit dem Gefühl, als ob etwas Kummervolles in der Luft schwebe. Einen bestimmten Ausdruck konnte ich dieser Ahnung nicht geben, auch hörte ich später nicht das Geringste und wußte auf diese Weise nicht, daß Onkel Sören die Verlobung aufgehoben hatte, als nun bald nach unserem Herbstumzug in die Stadt die Nachricht kam, daß wir Kinder zu ihm auf Besuch kommen sollten. Er wohnte damals im alten Hause auf dem Nytorv, zusammen mit Onkel Peter, der sich vor kurzem mit Henriette Glahn verheiratet hatte. — Als wir Kinder vom Gammel Torv und von der Köbmagergade, nach denen auch geschickt worden war, an jenem Abend hinkamen, empfing uns Tante Henriette sehr freundlich und freute sich darüber, daß wir so von selbst darauf verfallen wären, sie zu besuchen; aber sie wurde sich bald ihres Irrtums bewußt, als Onkel Sören eintrat, um uns zu sich abzuholen. Er sah sehr bewegt aus und statt des gewöhnlichen Scherzes küßte er mich so sanft aufs Haar, daß mir ganz weich ums Herz wurde. Einen Augenblick darnach wollte er zu uns sprechen, brach aber statt dessen in heftiges Weinen aus, und ohne recht zu wissen weshalb — so ging es mir wenigstens — sondern bloß von

Digitized by Google

seinem Schmerz ergriffen, schluchzten wir bald alle mit, wie unter der Last eines gemeinsamen, tiefen Kummers! Onkel Sören nahm sich indessen bald zusammen und erzählte uns, daß er in diesen Tagen nach Berlin reisen wolle, vielleicht um längere Zeit fern zu bleiben. Wir mußten ihm deshalb versprechen, ihm fleißig zu schreiben, da er sich sehnen würde zu hören, wie es einem jeden von uns ginge. Unter vielen Thränen gaben wir unser Versprechen. Im Wohnzimmer, wohin wir bald darnach zurückkehrten, fanden wir Onkel Peter, der seiner Frau vorlas. Uns zur Ehre wurde nun ein Lotteriespiel und andere Spiele vorgenommen und alle waren bemüht, uns wieder etwas zu zerstreuen. Es dauerte aber lange, ehe es einigermaßen gelang, und da Onkel Sören gerade die Thür öffnete, um nach dem einen oder dem andern zu fragen, erinnere ich mich, daß es mir bei dem Gedanken, er könnte glauben, wir dächten nicht mehr an ihn, ins Herz schnitt. Er selbst sah so aus, als ob er geweint hätte, seitdem wir ihn verlassen.

12.

Ich war damals noch nicht zwölf Jahr alt und ziemlich unbewandert im zusammenhängenden Schreiben, nichtsdestoweniger wurde das Versprechen treulich gehalten und ich erhielt ebenso regelmäßig Antwort auf meine Briefe. Einmal, ich erinnere mich dessen noch, kam in einen Brief etwas Schwung; das war so zugegangen: Auf dem Rückwege aus der Schule ereignete sich das Merkwürdige, daß ich mich plötzlich unter einer Menschenschar befand, die einen Wagen umringte, der in gemäßigter Fahrt sich vom Rathause nach Nörregade bewegte. Ich sah Begeisterung in jedem Antlitz; aus dem Wagen beugte sich ein Mann vor mit einem wahrhaft interessanten Kopf, und dieser Mann war es, den aller Blicke suchten, während der Name „Orla Lehmann“ von Mund zu Mund flog! Er hatte eben

Digitized by Google

seine bekannte Verteidigungsrede gehalten, soviel hörte ich. Auf welche Weise sich das übrige für mich klärte, weiß ich noch bis jetzt nicht, zu Hause hatte ich bestimmt nichts gehört. Die Eltern folgten nämlich den Freiheitsbewegungen jener Zeit nicht mit Sympathie; und in solchen Fällen verhielt sich Mutter so, als ob sie die Richtigkeit des Satzes voll anerkannte: „Sprich über ein Ding, so bekommt es Macht," was auch sagen will: sie schwieg. Es mag wohl in der Luft gelegen haben; denn in einem Augenblick war ich auf meine Weise mitten in der Situation und voll von jenem jugendlichen Haß gegen Unterdrückungen, welcher nicht viel mehr versteht, als daß alles Bestehende eine Unterdrückung und derjenige ein Held ist, der sich dagegen auflehnt! Nachdem ich einige Zeit mit dieser neuen Leidenschaft in der Stille umgegangen war und es mir nicht möglich war sie damit abzukühlen, daß ich, gleich meinen Schulfreundinnen „Orla Lehmanns Brustzucker" in großen Quantitäten verspeiste, verfiel ich eines schönen Tages darauf, mich Onkel Sören anzuvertrauen. Unglücklicherweise mußte es geschehen, daß Mutter diesmal gerade meine Ergüsse las, wornach sie nur ganz trocken bemerkte: „Diesen Brief will ich dir raten umzuschreiben; denn jene Sache interessiert Onkel Sören nicht," und da ein solcher „Rat", früheren Erfahrungen zufolge, mit einem Befehl gleichbedeutend war, mußte ich hübsch fein einen neuen anfangen, worin nun die Sätze, unmittelbar nach der starken Lyrik des ersten, etwas gedrechselt ausfielen, dafür aber die verschiedenen Ereignisse im Hause genauer erzählt wurden.

13.

Es war gewiß bald nach Onkel Sörens Rückkehr aus Berlin, da erinnere ich mich eines Abends, den wir Kinder bei ihm zubrachten. Seine alte Wohnung auf dem Nytorv hatte er damals schon verlassen, er wohnte in der Nörregade. Wir

Digitized by Google

trafen rechtzeitig bei ihm zuſammen und wurden vom Wirte mit einer gewiſſen Feierlichkeit empfangen, während Emil Boeſen, der jetzige Stiftspropſt in Aarhus, der bei Onkel zum Beſuch war, ſich ſchleunigſt entfernte, um beim Arrangement nicht zu ſtören. Als wir ins Zimmer traten, ſchenkte Onkel Sören meiner Couſine und mir einen Maiglöckchenſtrauß, was mit Bezug auf die Jahreszeit eine ziemlich große Seltenheit war, und teilte darnach einem jeden hübſche Geſchenke aus. Kaum waren wir mit dem Bewundern der verſchiedenen Sachen fertig, als „Anders“, Onkel Sörens treu-bewährter Diener, der wohlbekannte Überbringer vieler freudiger Überraſchungen zu Weihnachten und zu den Geburtstagen, meldete, der Wagen halte vor der Thür. „Nun, ſo laßt uns einſteigen!“ rief Onkel Sören. „Wohin?“ — ja, das bekam keiner zu wiſſen, bis wir an den vorher mit dem Kutſcher verabredeten Stellen hielten, wo die größten Merkwürdigkeiten der Stadt zu ſehen waren. Seltſamerweiſe iſt das einzige, deſſen ich mich von jener Spazierfahrt erinnere, ein Seehund, deſſen melancholiſche, menſchenähnliche Augen einen tiefen Eindruck auf mich machten. Nachdem wir zurückgekehrt waren, ſpielten wir Lotterie um verſchiedene Gegenſtände, meiſt Bücher; darnach kam das Abendeſſen, das aus belegten Butterbröden, einem Marzipankuchen mit einem ganz beſonders prachtvollen, blumengeſchmückten Aufſatz beſtand und — Champagner! Onkel Sören war der aufmerkſamſte Wirt und Anders ebenſo flink als Kellner. — Da aber die Kinder zu jener Zeit nicht ſo verwöhnt wurden wie jetzt, gefiel dieſe Bewirtung weder Vater noch Mutter, ebenſo hielten ſie das Arrangement des ganzen Abends für ziemlich übertrieben. Ich hörte Äußerungen, wie „die Kinder verwöhnen“, welche von einigen anderen kleinen Seitenhieben auf dieſen „phantaſtiſchen Menſchen“ begleitet waren.

Faßten ſie aber dieſes Feſt als einen unbegründeten Einfall auf, ſo irrten ſie ſich, glaub' ich. Mir wenigſtens ſteht es feſt,

Digitized by Google

daß er ein bestimmtes Fest zu feiern die Absicht gehabt hatte, dessen Anlaß vielleicht für ihn selbst bedeutungsvoll war, für uns aber ein Geheimnis blieb. Bald darauf schrieb er ja: „Es ist vorbei, meine Jolle ist flott, im nächsten Augenblick bin ich wieder da, wo die Ideen mit elementarem Toben sich brechen, wo die Gedanken lärmend aufstehen wie die Nationen in der Völkerwanderung; da, wo zu einer andern Zeit eine Stille herrscht wie der Südsee tiefes Schweigen, eine Stille, in der man sich selbst reden hört, wenn die Bewegung nur im eigenen Innern vorgeht; da, wo man jeden Augenblick das Leben einsetzt, es jeden Augenblick verliert und wieder gewinnt!" — Möglicherweise hat er damals gewünscht, uns noch einmal zu versammeln, ehe er weiter hinausfuhr auf diese einsame Tiefe; trotz der äußeren Lebhaftigkeit und Freude ist es doch ein Abschiedsfest gewesen, und es lag Wehmut in seinem Gemüt!

Wirklich wurden wir nicht mehr in dieser Woche zu ihm eingeladen und nie mehr sollten wir alle zusammen in seinem Heim uns eintreffen. Wir besuchten ihn einzeln, sahen ihn, wenn er selbst zum Besuch kam, meist bei Onkel Christian, oder begegneten ihm auf der Straße, wo er uns immer zu treffen wußte, entweder wenn er uns etwas zu sagen hatte, oder es ihn darnach verlangte, uns zu sehen. Einen lebhaften Eindruck von diesen Begegnungen habe ich ganz besonders von meiner Schulzeit her.

Gleichwie das Zusammenleben in Lyngby und mehrere frühere Besuche waren auch diese Begegnungen nicht immer ohne einen kleinen Stachel. In jenen leichtsinnigen Tagen hatte ich unter vielen anderen Fehlern auch die Gewohnheit mit „Tulpenfingern" in den Handschuhen zu spazieren, und wie es so oft der Fall ist, unterwarf ich mich lieber unzähligen Unbequemlichkeiten, um der einen zu entgehen — meine Handschuhe zusammenzunähen.

Digitized by Google

So erfand ich, um meinen Mangel an Ordnung und Zierlichkeit zu verbergen, jedesmal beim Geben der Hand meinen Handschuh rasch auszuziehen, und als Grund dafür berief ich mich auf Christian VIII., der solches aus Höflichkeit immer that! Bei einem solchen Manöver vor Onkel Sören war ich nun eines Tages so unglücklich, einen mit Tinte befleckten Finger vorzuzeigen, worauf er gleich rief: „Nein, bist du nun so gelehrt, daß du mit Tintenflecken auf den Fingern herumgehst, so darf ich wahrlich nicht mehr mit dir reden!“ Und damit entfernte er sich schleunigst.

Ein anderes Mal ging es mir noch schlimmer, und wiederum war ein Versäumnis an der Niederlage schuld. Als erste Bedingung für Ordnung wurde in der Schule Löschpapier in den Schreibheften verlangt. Aber ich war nicht die Einzige, die diese Regel oft vergaß und hatte deshalb Gelegenheit, eine Schulkamerädin zu bewundern, die, wenn Tintenflecke kamen, sie geschwind mit ihren schwellenden Lippen aufzusaugen verstand. Einst, als ich von der bloßen Bewunderung zum Nachahmen schreiten wollte, wurde ich im entscheidenden Moment so sehr von Widerwillen erfüllt, daß all' die Tinte, die ich einzusaugen mich nicht entschließen konnte, unglücklicherweise auswendig an meinem Munde haften blieb; und da ein Spiegel in der Schule überflüssig schien, geschah nun das noch Unangenehmere, daß die Spuren noch nicht ganz verschwunden waren, als ich mich auf den Heimweg aufmachte. Nun wollte es das Schicksal, daß ich wiederum Onkel Sören begegnete, der mich diesmal keines Wortes würdigte, sondern nur mit tiefer Verbeugung lächelnd an mir vorüberging!

Zu anderer Zeit dagegen war lauter Freude und Harmonie zwischen uns; er belustigte sich dann damit, „seine kleine Nichte“ Einzelnen, die er gerne hatte, vorzustellen: „Da drüben geht Prof. Sibbern, komm nur, so wirst du den Mann etwas näher ansehen können“ u. s. w. Im ganzen genommen waren Kopen-

Digitized by Google

hagens Straßen für ihn wie ein Empfangszimmer im Großen, worin er sich früh und spät bewegte und mit allen sprach, zu denen er Lust hatte.

Eine kleine Begebenheit aus der Schulzeit, in der der vorher erwähnte Anders als Necker auftreten mußte, fällt mir eben noch ein. Es war an meinem zwölfjährigen Geburtstage, da brachte mir Anders am Morgen früh einen Brief von Onkel Sören, der, als ich ihn öffnete, nur eine ziemlich primitive Bleistiftzeichnung enthielt, eine Blume darstellend, die er mir zur Feier des Tages schenkte. Unter der Zeichnung stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Aber zeige sie ja niemand, das macht mich verlegen!" Das bezog sich darauf, daß ich kurz vorher ihm eine Zeichnung verehrt hatte, und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit mich dieses ächten Schulmädchenausdrucks bedient hatte! Aber ich hatte kaum Zeit gehabt über diese unerwartete Behandlung unwillig zu werden, als der unverdrossene Anders mit einem neuen Brief von ganz anderem Inhalt wiederum erschien, und ein Paket überreichte, das Paul Möllers hinterlassene Schriften enthielt. Gerade einige Tage vorher hatte ich mich durch die Vettern eines Buches bemächtigt, das mich bald in dieselbe Stimmung versetzte, in der sich der Mann befand, von dem der König von Spanien die Bemerkung gemacht hatte: „Entweder ist er verrückt, oder liest er Don Quixote!" Das war die Geschichte vom „Kraushaarigen Fritz", die mich zu unbändigem Lachen brachte; und da ich nun diesen Schatz als mein rechtmäßiges Eigentum in Händen hielt, wurde ich von solcher Begeisterung übermannt, daß ich kaum Worte finden konnte, dieselbe Onkel Sören auszudrücken. Gleichwohl war er etwas enttäuscht darüber, daß der Zufall ihm zuvorgekommen war, und er nicht der erste war, der mir „Paul Möller" gab. — Später schenkte er mir keine Bücher mehr, am allerwenigsten seine eigenen — das war gegen sein Prinzip! Dagegen hatte ich freien Zugang

Digitized by Google

zu ſeiner Bibliothek und durfte die Bücher behalten, ſo lange ich wollte.

Meine muſikaliſche Entwicklung ſchien er ſpäterhin fördern zu wollen; Geſchenke wie „Die weiße Dame", „Figaro" und mehrere andere erinnern noch daran. Doch geſchah das nur, damit ich in aller Beſcheidenheit meine eigene Seele mit dem Zauber der Töne zu erfreuen lerne, und in keiner Weiſe irgend welcher „Fortſchritte" wegen, — „das einfachſte Brot iſt das beſte", pflegte er zu ſagen.

14.

Meiner Konfirmation erinnere ich mich, aber nicht als jenes Tages, deſſen Ernſt und Feierlichkeit in irgend einer Weiſe entſcheidend in mein Leben eingegriffen hätte; auch waren die Vorbereitungen zu demſelben nicht viel mehr als im großen eine Wiederholung der einmal gelernten Sprüche und Lieder. Dagegen iſt dieſer Tag mir als Familienfeſt in freundlicher Erinnerung geblieben. Als wir aus der Kirche zurückkamen, ſaß Onkel Sören bei uns und wartete auf uns; er beſuchte uns ſonſt ſelten, ſeitdem Vater ſich wieder verheiratet hatte. Auch blieb er an jenem Tage nicht lange bei uns, aber den Tag darauf ſandte er mir mit einem Geſchenk einen Brief, in dem er ſeine guten Wünſche für mich ausführlich ausſprach.

Einige Zeit nach meiner Konfirmation wurde meine Couſine und ich zu Onkel Peter nach Petersborg (nicht St. Petersburg!) eingeladen, wo er Pfarrer war. Damals lag meine kränkliche Tante noch nicht zu Bett, erſt ſpäterhin ward ſie ohngefähr für 30 Jahre an dasſelbe gefeſſelt. So erreichten wir denn an einem ſchönen Sommerabend den freundlichen Pfarrhof, in deſſen Garten man noch deutlich die Spuren erkennt, daß er zu einer alten Ritterburg gehört haben muß, denn er iſt berg-auf — bergab auf den Reſten der früheren Wälle angelegt.

Digitized by Google

Den ersten Sonnabend nach unserer Ankunft rollte ein Postwagen mit einem einsamen Reisenden in den Hof. Es erwies sich bald, daß der Einsame Onkel Sören war und nun wurde Allarm geschlagen! Der Sonntagmorgen brach mit wolkenlosem Himmel an, so wurde denn der Mittagstisch im Freien gedeckt auf einem der Hügel im Garten, und ich erinnere mich noch wie lebhaft Onkel Sören das Wort führte, wie viele unterhaltende Geschichten und Bemerkungen er zum Besten gab. Aber am Abend, als wir uns am kleinen See auf dem Grase lagerten, war die sprudelnde Lustigkeit wie mit einem Schlage vorbei; in tiefem Schweigen brütete er vor sich hin, und erst als der Mond wie eine halbverwischte Totenmaske vom blassen Juni-Himmel auf uns niedersah, brach er die Stille, um ihn mit gedämpfter und feierlicher Stimme in Öhlenschlägers Worten aus „Aladin" zu begrüßen:

„O bleicher Mond!
Der du der Erde Zeiten abmissest,
Warum warst du so karg, du kalter, gegen mich,
Du fahler Geizhals? u. s. w. — —

Den Tag darauf machte Onkel Sören, trotz aller unserer Überredungen, sich schon auf den Heimweg auf, — er gönnte sich nie lange Ferien!

15.

Charakteristisch war die Zeit, die sich nun nach meiner Konfirmation vor mir ausbreitete, keineswegs. Wie wunderlich lang und farblos waren doch alle die Jahre, wie ausgedörrt und bewegungslos von Grund aus war dies Leben für mich!

Alles war so wohl geordnet, das eine Rad griff so genau in das andere ein, daß die Bewegung beinah mechanisch wurde und jede Veränderung undenkbar. Kenntnisse, — darnach verlangte mich, so lange noch etwas Frische in meiner Seele vor-

Digitized by Google

handen war; aber wie eine eiserne Mauer erhob sich dagegen sowohl jener Zeit Gewohnheit, als auch ganz besonders Mutters Wille. Vielleicht war mein Verlangen nicht energisch, nicht selbstbewußt genug. Wie eine Träumende bedurfte ich von Kind auf anderer Hilfe, damit all die gärenden, sich selbst verzehrenden Kräfte eine Aufgabe im Leben, die Gaben eine passende Entwickelung finden könnten. Aber nicht einmal wenn ich mich an Onkel Sören gewandt hätte, der früher mit seinem Scharfsinn meinen Drang wahrgenommen und dafür gesorgt hatte, daß ich in die Schule komme, würde ich eine andere Antwort gefunden haben als seinen Lieblingssatz: „Das einfache Brot ist das beste". Denn er hielt, da er mich angefochten und betrübt sah, jedes Eingreifen seinerseits für unzeitig und gar störend für die möglicherweise — keimende Entwickelung zum Ewigen und zu dem Einen, das Not thut, die in mir in Bewegung gekommen sein könnte.

Da wurden die großen „Unzufriedenen" des Jahrhunderts meine liebste Lektüre, war die Zeit auch knapp, so war doch die Leidenschaft um so größer; ich verstand Claudius' Wort: „wenn man ein Buch beschwört, kommt der Geist hervor!" der zerrissene, melancholische Geist war mir nur allzu sympathisch! Da wurden auch Onkel Sörens Bücher meine liebsten Gefährten; aber nach den „Pseudonymen" (den ästhetischen und philosophischen Schriften unter anderem Namen) folgten die religiösen Schriften. Und im Gegensatz zu so vielen, fand ich sie nicht streng oder die Forderung in denselben nicht genug gespannt für mich, die ich nach eines Freundes Wort, „wie in einer beständigen Tragödie umherging", es waren nur milde, tröstende Worte, die ich mit Begierde einsog.

16.

Ein paar Jahre vor Onkel Sörens Tode war ich mit einigen Freundinnen in der Grundtwigianischen Vartov-Kirche

Digitized by Google

gewesen. Da begegnete ich unterwegs Onkel Sören, der wie nebenbei mit einem Lächeln bemerkte: „Es dürfte doch nicht gut sein, nach Vartov zu geraten!"

Über Onkel Sörens letzte Augenblicke meinte Vater einen Wink erhalten zu haben durch einen klagenden Seufzer der wohlbekannten Stimme, den er gerade an jenem Abend und um die Stunde gehört hatte, die sich späterhin als seine letzte in dieser Zeitlichkeit erwies.

So selten Vater auch Onkel Sören sah, und wie fremd er auch seiner ganzen geistigen Entwickelung gegenüberstand — was er selbst recht drollig damit zu beweisen pflegte, daß er von einem Bild erzählte, das Onkel Sören ihm geschenkt hatte als Lohn dafür „daß er so vernünftig wäre, niemals ein Jota von seinen Schriften zu lesen!" — so war es doch nicht anders möglich, als daß dieser Schwager ihm teuer war. Er war seiner verstorbenen Frau Lieblingsbruder, welcher viel Verwandtes mit ihr hatte, und dazu empfand Onkel Sören seinerseits eine warme Zuneigung zu Vater. Eines kleinen Briefes, den nur ein glücklicher Zufall vor den Flammen gerettet hatte, muß ich hier gedenken. Er war von Onkel Sören zu einem von Vaters Geburtstagsfesten geschrieben worden, und in ihm erkannte Onkel in herzlicher Weise seinen Wert an; Vaters stille Beharrlichkeit, unverändert derselbe zu sein, wurde ihm ganz besonders angerechnet.

Was aber das Bild anbetrifft, welches von jener scherzenden Anerkennung begleitet war, so war dasselbe doch eigentlich mehr ein Geschenk als Dank dafür, daß Vater Onkel Sörens Geldangelegenheiten besorgte. Eine beschwerliche Arbeit war das übrigens nicht; denn nach Onkel Sörens eigener Anordnung wurde sein Vermögen ganz einfach in Teile geteilt, die er allmählich mit großer Gemütsruhe aufbrauchte. Er war nicht reich, teilte im stillen mit manchem Bedrängten und that nichts, um seine Existenz und Zukunft zu sichern. Sicherheit des

Digitized by Google

Besitzes und was die Welt „Erfolg" nennt, achtete er bloß als aufhaltend und beläſtigend auf dem Wege zum Ewigkeitslande. In ſtiller, täglicher Selbſtverleugnung ſuchte er dieſes ſein Ideal zu verwirklichen, welches freilich von dem eifrigen Streben der Menge ſehr weit entfernt war. Ich erinnere mich jenes Tages noch, als Vater aus dem Bankgeſchäft nach Hauſe gekommen war und erzählte, daß Onkel Sören dort bei ihm geweſen ſei, um ſeine letzte Partie Geld abzuholen. Das war im Herbſt 1855. Vater hatte ihn betrübt und fragend angeſehen, und er hatte mit einem langen, ernſten Blick geantwortet. „Gott weiß, woran Sören denkt!" hatte Vater beim Erzählen mit einem Seufzer hinzugefügt. (Er ſtarb am 11. November 1855!)

Obgleich Onkel Sören Onkel Chriſtian viel öfter beſuchte als Vater, war dieſem Onkel Sörens Natur dennoch völlig fremdartig und ſeine Entwickelung ebenſo unverſtändlich. Mehr als einmal habe ich mich als Kind über die in aller Gutmütigkeit geführten Debatten amüſiert, die beinah immer damit endigten, daß Onkel Sören ſeinen Kopf von ſeinem Gegner ganz abwandte und in den leeren Raum blickend mit einem Geſicht, das von Satyre ſprühte, und mit Nachdruck auf jeder Silbe, nur die vier Worte ausſprach: „Das war wie Satan!"

Als — eine ganze Reihe von Jahren darnach — der erſte Band der „Nachgelaſſenen Papiere" erſchienen war, erinnere ich mich gleichfalls, daß ich mit einem Lächeln Onkel Chriſtians Bemerkung mit Bezug auf dieſelben hörte: „Ja, iſt das nicht ein unheimlicher Gedanke, daß ein Menſch, der immer vergnügt ausſah, ſo bodenlos melancholiſch geweſen ſein ſoll; aber wie ſollte man bei guter Laune ſein, wenn man in dieſer Weiſe ſein Vermögen verzehrt!!" Doch dies iſt nur ein Geringes im Vergleich zu den verkehrten Auffaſſungen, die ich ſpäter von Fremden über dieſen Punkt gehört habe. —

Ich kann es nicht unterlaſſen eines Traumes, den ich ge-

Digitized by Google

habt habe, Erwähnung zu thun, in dem Onkel Sören gegenwärtig war und der mich durch seine ungewöhnliche Deutlichkeit bewegte, obgleich von demselben nicht gesagt werden kann, daß er etwas ausgesprochen Uebernatürliches enthalte. Weshalb er auf mich Eindruck gemacht hat, kann ich hier nicht näher erklären; nur so viel kann ich vorausschicken, daß es zu einer Zeit war, wo ich Kummer gehabt und wo zugleich eine gewisse Unruhe in religiöser Hinsicht mein Gemüt erfaßt hatte. So träumte ich eines Nachts, daß ich meinen gewöhnlichen Morgenspaziergang machte, und daß Onkel Sören plötzlich, wie in alten, vergangenen Zeiten, sowie er leibte und lebte mir entgegenkam! Man sagt, daß nach Verlauf von 10 Jahren auch das beste Gedächtnis das Bild eines Verstorbenen nicht mehr ganz genau bewahren könne. Es waren nun über 10 Jahre nach seinem Tode vergangen, aber in bestimmteren Zügen hätte auch nicht das volle Leben und das klare Tageslicht ihn meinem Auge vorführen können. Schon mit einer wohlbekannten Bewegung breitete er sein großes, weißes Taschentuch aus; und wie er so mir gerade gegenüberstand, — mit welcher Zärtlichkeit und Teilnahme betrachtete er mich da! Was er sagte, kann ich nicht wiedergeben, eigentlich weiß ich gar nicht, ob er Etwas sagte; aber mit jener geisterhaften Art und Weise, wie das im Traume geschehen kann, erhielt ich doch Beides — die Voraussage, daß die Veranlassung zu meiner Sorge und meinem Kummer fortdauern würde, und zugleich auch Trost, dazu noch einen Wink, welcher andeutete, daß ich mit Onkel Peter darüber sprechen sollte! Wirklich war die erste Neuigkeit, die ich am nächsten Morgen hörte, die Nachricht, daß Onkel Peter noch am selben Abend von Aalborg nach Kopenhagen kommen würde; da folgte ich dem Wink und nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern bei mancher späteren habe ich Trost und Beruhigung im Gespräch mit ihm gefunden. — —

Digitized by Google

17.

Doch — noch lebte damals (Abschnitt 15) Onkel Sören, ob ich ihn auch viel seltener sah, als während meiner Kindheit, wo er immer dafür gesorgt hatte, uns Kinder in kürzeren oder längeren Zwischenräumen zu treffen. Daß der nächste Grund zu dieser Veränderung seine Furcht war, uns in eine Art Öffentlichkeit hineinzuziehen, deren Gegenstand er selbst durch den Mangel an Verständnis bei der großen Masse gelegentlich wurde, wußte ich eigentlich wohl. Er hatte es in Bezug auf mich einem gemeinsamen Bekannten gegenüber ausgesprochen, aber wie weit entfernt war ich damals es zu verstehen, welches Opfer er damit brachte! — — Gleichwohl erinnere ich mich, wie der Nachdruck, mit dem er sich beinahe entschuldigend erklärte, daß er mich im Laufe des Jahres nicht mehr als dreimal gesehen habe, mich verwunderte, als er an einem Sommerabend seiner Gewohnheit zuwider zu Fuß nach dem alten Bakkehus („Hügelhaus"), wo wir damals wohnten, kam! Das wäre eine Veranlassung gewesen, über solches Rechenexempel tiefer nachzudenken; nur wäre das auch nicht nach seinem Wunsche gewesen! Jener Abend steht aber deutlich vor mir. Es war ein heißer Tag gewesen, ermüdend für viele; und nun schien es, als ob die Natur selbst ausruhte nach der Sonne heißer Umarmung. Sogar die immer raschelnden Pappeln schienen einen Augenblick in schläfriger Ruhe zu schweigen, und der alte Hof lag in dämmerig-schimmernden Ruhbettschleier gehüllt, während allerwärts aus Häusern und Höfen die Einwohner herauskamen, um die abgekühlte Luft zu genießen. Im benachbarten Gehöft, beim damaligen Minister Hall, saß noch ein ganzer Kreis von Herren draußen, als wir Onkel Sören auf dem Wege nach Kopenhagen zurückbegleiteten. „Sie versprachen auf dem Rückwege zu uns hineinzusehen, Dr. Kierkegaard", wurde einstimmig hinter ihm hergerufen. „Ja, ich sehe ja

Digitized by Google

auch hinein, soviel ich kann!" lautete die neckische Antwort, während er nickte und seinen dünnen Stock in der Luft schwang.

Einmal, als ich ihm in jener früheren Jugendzeit begegnete, neckte er mich damit, daß er mir nicht das Recht einräumen wollte, meine „Meinung" zu haben in dem einen oder andern Gesprächsthema. In einem darauffolgenden Disput, in welchem ich ihm meine Würde und mein Alter auch auf geistigem Gebiet zu beweisen suchte, kam ein Argument vor, das ihn augenblicklich schlug; ich äußerte nämlich: „Ja, gewiß, denn ich habe gelernt, die Liebe zu würdigen". Mit veränderter Miene, mit vollem Ernst in der Stimme, antwortete er ebenso schnell: „Das ist was Anderes, so hast du recht; jetzt sehe ich, daß du wirklich erwachsen bist!" Es steht noch vor meiner Erinnerung, wie er in einem Übermaß von Ehrerbietung seinen Hut abnahm und sich vor mir verneigte.

18.

In den letzten Jahren seines Lebens begegnete ich einmal Onkel Sören auf der Straße. Im Gespräch äußerte er seine Verwunderung darüber, daß mein Interesse für Shakespeare's „Hamlet" mich dazu bewogen hätte, das Stück wieder und wieder zu lesen, sowohl im Original, wie in der Übersetzung, und der Aufführung desselben bis in die kleinsten Details mit Spannung zu folgen. Ich suchte seine Teilnahme für die Sache dadurch zu gewinnen, daß ich ihn fragte, ob er durch dieses merkwürdige Drama nicht selbst gefesselt werde, ob es ihn nicht auch bewege. „Gewiß, aber mit mir ist es eine ganz andere Sache;" und da ich ihn fragend ansah, fügte er wie erklärend hinzu: „Das kannst du jetzt nicht verstehen — einmal wirst du es vielleicht verstehen!"

Digitized by Google

Später habe ich, beim Gedenken an dieſe Worte, mit Wehmut gefühlt, welche ſympathetiſche Beziehung in jener Periode ſeines Lebens, zwiſchen ihm und dem ſchwermütigen Prinzen ſtatthaben mußte, bei dem „des Entſchluſſes Morgenröte" ſtets vor der „bleichen Überlegung" wich, und dem der Geiſt aus dem Innern der Erde beſtändig zurief, er ſolle reden und handeln! Eine ſolche mahnende Stimme, wohl nicht aus der Tiefe der Erde, aber aus der Tiefe ſeines eigenen Innern, hat auch für Onkel Sören geredet, und ſcharfhörig, wie er durch lange und treue Übung im Dienſte der Idee geworden war, hat er ſich auch nicht über den Sinn geirrt.

Er hat wohl verſtanden, was ſeine Miſſion im Leben ſei, hat mit Angſt verſtanden, daß der ſchwerſte Teil ſeines Weges nun zurückzulegen ſei, daß auf eine ganz andere Art Schweigen geboten werden müßte, um das Recht des Ideals vor einem ſchwächlichen und verwöhnten Geſchlecht zu heben, um auf das Gefahrvolle eines gedankenloſen Beſuchens der Staatskirche hinzuweiſen, um mit einem Wort: zu wecken, alle Schlafenden und Sichern aufzurütteln — und die Menſchen liebten doch den Schlaf und die Sicherheit! Aber nach der Glut des Entſchluſſes hat die bleiche Überlegung ihn gleichfalls verſucht, ſie hat ihm geſagt, daß er, menſchlich geredet, im Kampfe erliegen würde. Sie hat ihm gezeigt, weshalb er, der doch von der Natur mit ſo eminenter Klugheit ausgerüſtet wäre, daß er Solchem geſchickt entgehen könnte, — ſich bloßſtellen ſollte vor Allen und Jedem, und daß ſowohl plumpe wie ſchneidige Waffen gegen ihn gerichtet werden würden, hat ihm endlich gezeigt, daß auch er ſelbſt dazu kommen würde, Wunden und Stöße auszuteilen, die ihn tief ſchmerzen möchten! Aber, wenn man allein auf dem Wahlplatze ſteht, kann man nicht weichherzig werden (von Natur war er es gerade und nicht in geringem Maße!)! Die hohe und reine Schönheit der Idee hat ihn im Streite geſtärkt; wer hätte auch mit mehr Recht in ihrem

Digitized by Google

Lichte kämpfen können, als er, der so vollkommen frei über seiner Zeit stand, so fremd allem persönlichen Groll, wie aller persönlichen Interessiertheit! Aber er stritt zuletzt als Einer, der nur noch kurze Zeit vor sich hat und deshalb gewaltsam Alles auf die Spitze treibt. Er fühlte die Erde unter sich wanken! Kein Wunder deshalb, daß Fehler und Einseitigkeiten hierin aufgewiesen werden können. Einseitigkeit, ja, das ist eine Anklage; aber man denke doch daran, daß ohne kräftige Einseitigkeit selten etwas ausgerichtet wird; durch die engen Klüfte geht der reißende Strom. Diejenigen Menschen, deren Beruf es ist, den „Schatz" zu heben, den Wahrheitsaugenblick, der verloren gegangen oder verschwunden ist im Zeitwirbel — sie haben kein Auge für etwas anderes als für das Eine, dem sie mit demütiger Treue und Beharrlichkeit ihrer Tage Freude und ihrer Nächte Ruhe, ja ihr Herzblut opfern, wenn es sein muß! Andern kommt es dann zu, das Gewonnene zu ordnen, in Reih' und Glied zu stellen und — Fehler zu finden!

In jener letzten Kampfeszeit, in jenem strengen Jahr, vergaß Onkel Sören aber doch nicht an seine Nächsten zu denken. Ich weiß nicht mehr bestimmt, ob er es zunächst war, der Onkel Christian und meine Cousine auf den Gedanken brachte eine ausländische Reise zu unternehmen, deren Ziel Paris und London waren, wohin mein Vetter und mein nächstältester Bruder kurz vorher gereist waren; aber er freute sich dessen und mit Bestimmtheit weiß ich, daß er dafür sorgte, daß ich mitkäme. Das Gefühl, daß wir uns den Streit zu sehr zu Herzen nehmen würden, ängstigte ihn, und so bot er uns dann den Abschied mit zufriedenem Gesicht, ja fand noch im Augenblick des Abschieds die Möglichkeit, mit seiner alten neckischen Art mir ins Ohr zu flüstern: „Und vergieß schließlich auch nicht deine Muttersprache!"

Digitized by Google

19.

Zu Anfang desselben Herbstes verbreitete sich dann plötzlich die Nachricht, Onkel Sören sei bewußtlos auf der Straße hingefallen; ein Wagen war geholt worden und man brachte ihn ins Friedrichshospital. Die Nachricht erreichte mich bei Fremden; ich eilte nach Hause und konnte mich noch gerade Vater anschließen, der eben zu Onkel Sören gehen wollte. Ob es im Hospital selbst, oder auf dem Wege dorthin war, daß Onkel Sören, wie ich hernach hörte, gesagt haben soll: „ich komme hierher um zu sterben", weiß ich jetzt nicht mehr. Daß aber mitten unter die Schmerzen und unter die Wehmut sich ein seliges Siegesgefühl gemischt hatte, davon erhielt ich den Eindruck, als ich in das kleine Zimmer eintrat und dem Lichtstrahl begegnete, den sein Antlitz gleichsam ausströmte! Niemals habe ich in gleicher Weise den Geist die irdischen Hüllen durchbrechen und denselben einen Glanz mitteilen sehen, welcher derselbe war, der den Leib des Auferstandenen am Ostermorgen verklärte! Als ich später einmal wieder zu ihm eintrat, war der Eindruck wieder ein anderer und das Schmerzhafte der Krankheit in den Vordergrund getreten. Aber jenes erste Mal, so wie seinen liebevollen Abschied, vergesse ich nicht!

20.

Als diese letzte kummervolle Krankheitszeit am 11. November 1855 durch den Tod ihr Ende fand, war ich von der Vergangenheit so in Anspruch genommen, daß der Gedanke um das, was vor mir lag, mich gar nicht erreichte. Ob es den anderen ebenso ging, weiß ich nicht; keiner glaubte sich vielleicht befugt, sich der Angelegenheit anzunehmen; der Eine verließ sich auf den Anderen und so kam es, daß kleine Zufälligkeiten das

Digitized by Google

Bestimmende wurden, so z. B. hinsichtlich der Wahl des Begräbnistages. Daß er auf einen Sonntag festgesetzt wurde, hätte wohl umgangen werden können. Der starke Aufruhr den „die Augenblicke" (Flugblätter von K.) hervorgerufen hatten, und dies nicht am wenigsten in einer Gesellschaftsklasse, die den Kern von der Schale nicht zu trennen wußte, machte die Wahl dieses Tages jedenfalls noch weniger geschickt. Das Gleiche meinte auch Onkel Peter, als er aus Petersborg nach Kopenhagen kam, und es so angeordnet fand. Als aber mehrere Stadtgeistliche in ihn drangen, er müsse als Diener der Kirche diese Bestimmung ändern, behauptete er, daß seiner Ansicht nach eine Änderung jetzt, im letzten Augenblick, als Feigheit angesehen werden würde und deshalb aufgegeben werden müsse. So blieb es denn dabei; aber ich vergesse nicht das peinliche Gefühl, das mich ergriff, als ich, von meinem Platz auf der Kirchenempore auf das Schiff hinuntersah, wo die dichtgedrängte Menschenmenge sich wie ein aufgeregtes Meer bewegte, während ein Ring von ziemlich unheimlichen Gestalten den blumengeschmückten Sarg umgab. Da öffnete sich noch einmal die Kirchenthür und zu meiner Freude drängte sich eine Schar mit einem ganz anderen Äußeren hinein! Sie wollte den großen Denker Dänemarks zu Grabe geleiten und wie eine Ehrenwache um seinen Sarg stehen. Aber konnte sie die Stelle erreichen? Mit ungeteilter Sympathie bemerkte ich im Vordergrunde eine kräftige Gestalt, die sich mutig den Weg bahnte; ihr folgten die andern ebenso unverzagt, bis der Platz erobert war und dieser Ring, wie ein fester Wall, den andern aufgelöst hatte. Von der Geistlichkeit im Ornat sah ich, außer Onkel Peter, nur noch den alten Stiftsprobst Tryde; und wäre ich sonst in einer anderen Stimmung gewesen, so hätte ich bei diesem Anblick lächeln müssen, denn er befand sich offenbar gar nicht wohl. Das Käppchen wurde mit fieberhafter Hast auf dem Kopfe hin und her gerückt, während das sonst so milde Gesicht einen verdrossenen Ausdruck hatte! Aber nun

Digitized by Google

stand Onkel Peter auf und bald mußte das Käppchen ruhig sitzen, das bewegte Menschenmeer wurde windstill, und ich konnte in Ruhe weinen, während Onkel Peter zuerst des alten Elternhauses gedachte, mit der aufblühenden Jugendschar, aus der er nun der einzig Übriggebliebene war. Darauf verweilte er beim Heimgegangenen selbst und suchte in einer vorwärtsschreitenden mächtigen Rede die Bedeutung desselben für die Kirche zu schildern. — — —

Druck von C. G. Röder, Leipzig.

Digitized by Google

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung (Alfred Töpelmann) in Gie

Predigten

über die

Geschichte des Reiches Gottes

von

Hermann Philipp Schnabel

evangel. Pfarrer emer.

Geheftet 4 Mark. — Gebunden 5 Mark.

Predigten und Reden

von

D. Heinrich Adolf Köstlin,

o. ö. Professor der Theologie an der Universität Gießen,
Geh. Kirchenrat.

Geheftet 3 Mk. 40 Pfg. Gebunden 4 Mk. 20 Pfg.

Digitized by Googl

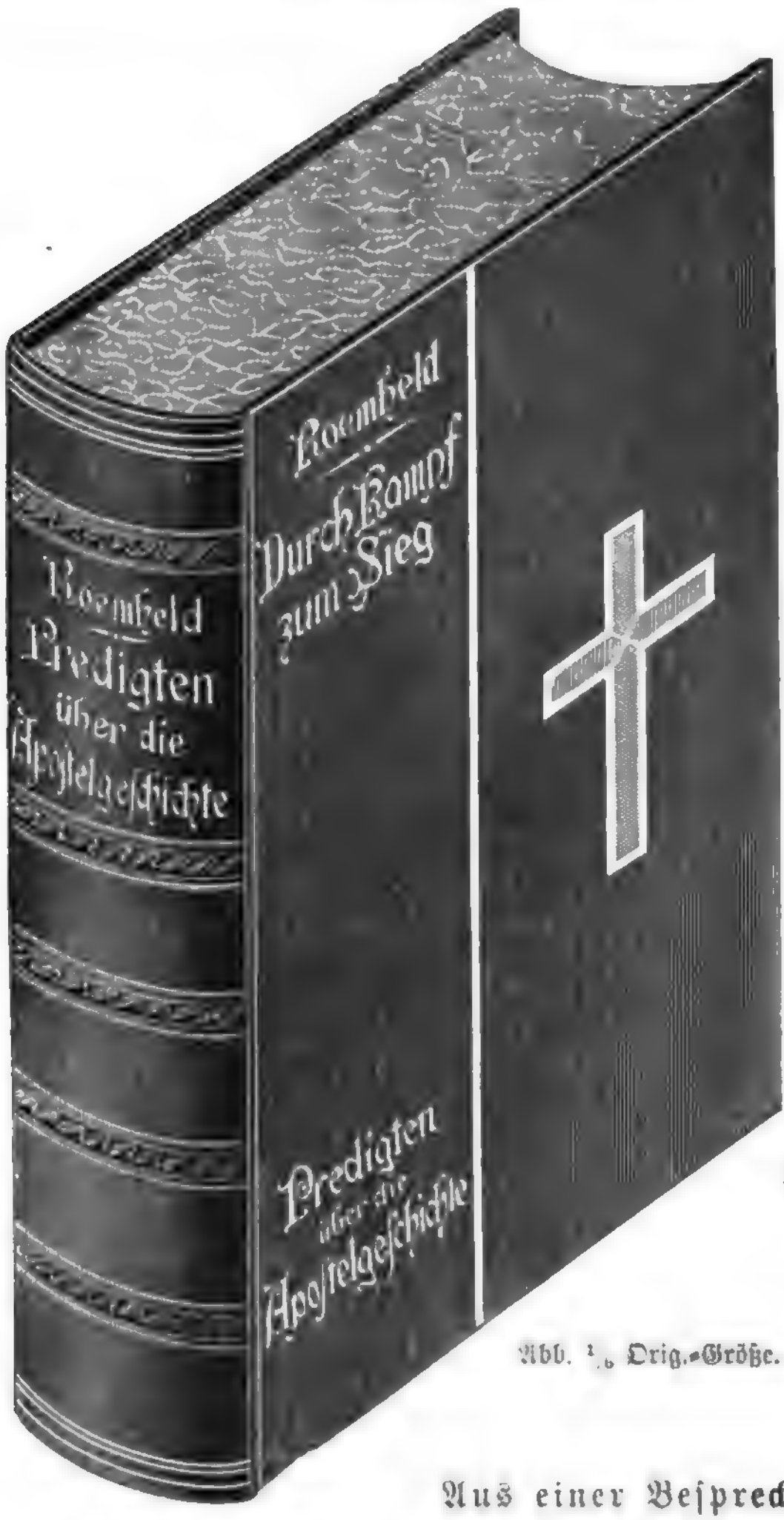

Abb. 1/6 Orig.-Größe.

Durch Kampf zum Sieg.

Predigten
über die
Apostelgeschichte
von
Dr. C. J. Römheld
weil. Pfarrer.

Herausgegeben von
Oberpfarrer Albert Junker.

Eine Sammlung von
71 Predigten.

Umfang 610 Seiten.

In gediegenem Ganzleinwandband.

Preis 6 Mk. 50 Pfg.

Aus einer Besprechung:

Das ist eine Predigtsammlung, die aus der Hochflut der Predigtsammlungen unserer Tage um ein Bedeutendes hervorragt. Der Verfasser, vor zehn Jahren verstorben, versteht es vorzüglich, in die Tiefen der Schrift einzuführen, an Herz und Gewissen mit seiner schlichten und doch so gewaltigen Sprache heranzukommen und das Band zwischen Seelsorger und Gemeinde zu festigen. Hier kann jeder lernen, der Gebildete wie der Ungebildete, der Prediger wie der Hörer — gesegnet gehen sie alle von dannen. — Möchte diese Predigtsammlung wirklich, wozu sie bestimmt ist, ein Hausbuch werden in deutschen Christenlanden.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 21 1921

APR 9 - '56 H

Digitized by Google